Der Freiherr · Regulus
Der Heiland der Tiere

von

Prinz Emil von Schoenaich-Carolath

Gesammelte Werke

von

Prinz Emil von Schoenaich-Carolath

6. Band

Der Freiherr · Regulus
Der Heiland der Tiere

Leipzig
G. J. Göschen'sche Verlagshandlung
1907

Der Freiherr · Regulus
Der Heiland der Tiere

Drei Novellen

von

Prinz Emil von Schoenaich-Carolath

Leipzig
G. J. Göschen'sche Verlagshandlung
1907

Spamersche Buchdruckerei in Leipzig

Amai tutti color, cui la sventura
Cinsse il capo di funebre ghirlande
Perchè non ha diritto alla sciagura
Chi non è grande

Inhalt

Der Freiherr

Im Speisesaal des Diplomatenklubs einer süddeutschen Residenz war das Diner zu Ende gegangen, die breite, mit Aufsätzen und Blumen geschmückte Tafel war geräuschlos abgeräumt worden, und ein Hausmeister, auf den Sohlen seiner Lackschuhe zum Mittelfenster gleitend, zog den schweren Plüschvorhang zur Seite, so daß die abendliche Sonnenflut des frühlingskündenden Märztages über das eichene Getäfel des tiefen Gemaches Streifen werfen durfte, hier eine Kante vergoldend, dort im Knaufe einer Kristallflasche Glanzfäden spinnend, oder, zurückgeworfen, eine finstre Ecke mit schachbrettförmigen bunten Lichtfeldern füllend. Im Hintergrunde einiger Gemächer schimmerte durch Zigarettendunst grünlich mattes Lampenlicht, und eine schleppende Stimme erhob sich zuweilen, den Betrag einer soeben gebildeten Bank ausrufend. Im Speisezimmer, an einem Tischchen in der Nähe des Fensters, saß als verspäteter Gast der Legationsrat Baron Rottberg. Seine Erscheinung war eine korrekte, angenehme; noch erschien sein Haar voll, sein Bart glänzend, kaum hätten die genauesten Späherblicke einzelne stahlgraue Fäden an den Schläfen, einzelne tiefere Falten an den Augenwinkeln entdecken können. Er war ein Bevorzugter des Lebens; kühl, klug, reich, erfreute er sich der Anwartschaft auf einen hohen diplomatischen Posten, welcher ihm binnen kurzem zuteil werden sollte. Er befand sich bei Hofe

sowie in auserlesenen Gesellschaftskreisen vortrefflich angeschrieben, war ein Gegenstand der Aufmerksamkeit aller heiratsfähigen Damen der drei ersten Rangklassen und galt im ganzen für das Urbild eines beneidenswerten, mit seinen Losen wohlzufriedenen Mannes. Vom Anbeginne seiner Laufbahn dem Auswärtigen Amte beigesellt, war er des geräuschlosen Lebens der gemütlichen Residenz gewöhnt worden und hatte sich auf den weichen Flügeln desselben so langsam bis an die Schwelle des vierzigsten Jahres tragen lassen. Seiner Behaglichkeit drohten jedoch seit einiger Zeit Stunden finstern Mißbehagens, Anwandlungen unerklärlicher Unruhe, die ihm zu denken gaben. Wie der Baron jetzt im Sessel zurückgelehnt saß, vor sich die unberührten Bestandteile eines ausgesuchten Nachtisches, sah er weder froh noch freundlich aus. Der warme Frühlingstag, welcher nach kurzem Tauwetter dem Winter ein so entschiedenes Ende bereitet, daß an die Möglichkeit der Rückkehr desselben niemand denken mochte, indem die Leute meinten, das erste Grün schimmern sehen, sowie das Jubilieren noch nicht vorhandener Vogelstimmen hören zu müssen, hatte es dem Freiherrn angetan, ihn aus der gewohnten Stimmung hinausversetzt und seine empfindlichen Städternerven in unbehagliche Schwingungen gebracht. Er legte die schwere Regalia, welche er soeben angezündet, auf den Rand seiner Tasse und schob diese nebst dem silbernen Kännchen weit von sich. Das Blut schoß ihm zu Haupte, ihn befiel eine dumpfe Beklemmung; als dies lästige Gefühl gewichen, fühlte er sich

erschöpft, verstimmt, überreizt. Einige jugendliche Attachés mit Augenglas und kahlem Scheitel blickten in den Saal, wechselten einige müde Worte und warfen sich dann brütend in die breiten Sessel des Nebenzimmers. Ein Gardeulan kam sporenschlurrend, eine Sportzeitung haltend, vorüber, erzählte in der Offizierssprache, daß Kamerad von Dragonern kolossalen Roßkauf getan, in Budapest Fuchsstute vom Prätendent aus der Belle de nuit geklämt, gähnte alsdann mehrmals und versetzte schließlich seine lispelnde Persönlichkeit in das Spielzimmer zurück. Als er gegangen war, überkam den Legationsrat von neuem jenes unbeschreibliche lähmende Mißbehagen. Bin ich denn krank, dachte Rottberg bei sich, oder ist es nur die Langeweile, die mich umkrallt hält, die nackte, trostlose, öde Langeweile? Ich fange an zu verkommen in dieser Umgebung, zu verdummen bei diesen ewigen Diners und Whistpartien. Ich komme mir leer vor wie eine ausgenommene Strohpuppe; es ist kein Leben, das ich führe, es ist ein schattenhaftes, vergeudetes Dasein. Das muß ein Ende nehmen. Es ist hohe Zeit für mich, mit dieser Lebensweise zu brechen; ich werde alt. Und da wäre es vielleicht am besten, wenn ich heiraten würde. Vieles versäumt, vieles verträumt ... wird es noch Zeit sein?

Er zuckte fröstelnd zusammen, es war ihm, als schritte, wie man im Volksmunde sagt, ein Spielmann über sein Grab. Er füllte aus der bauchigen Flasche, die vor ihm stand, ein Kelchgläschen mit Chartreuse und leerte es hastig. Die Flüssigkeit durchströmte ihn heiß, wie mit

neuer gewaltsamer Lebenskraft. Die Fenster auf! winkte er einem vorbeigleitenden Diener.

Heiraten —

Hatte er jemals geliebt? Nein. Den ihn umwerbenden Müttern, den jungen, lächelnden, augenwerfenden Damen stand für seine scharfen Blicke in allzu deutlicher Weise die Kampfesfalte um die passende Versorgung zwischen den Augenbrauen geschrieben. Gab es denn unter den vielen blühenden Mädchengestalten, die er im Laufe der Jahre über dem weltbedeutenden Parkette der Hofbälle hatte kommen und schwinden sehen, nicht eine, welche er sich mit freudiger Regung, mit Stolz an seine Seite gewünscht hätte; gab es denn keine Erinnerung, bei welcher sein kühles, weltmännisches Herz hätte liebend verweilen und höher schlagen mögen? Nein, aus dem Bereiche der Hofbälle und sonstiger Feste, aus jenem gesamten unwahren, auf Schein und Unnatur beruhenden Trugleben, das mit dem Begriffe Gesellschaft verknüpft ist, hatte er sich keine irgendwie reine, starke Erinnerung retten können. Aber dennoch, dennoch begann jetzt eine solche in ihm aufzuleben, freilich stieg diese nicht mit blendenden Schultern aus dem glanzgebadeten Dunstkreise der Residenzbälle empor, sondern weit eher löste sie sich najadenhaft vom Dämmergrün eines ausgedehnten Waldes, in dessen Tiefe, und nur auf sehr schlechten Wegen erreichbar, das erheblich baufällige Schloß des alten Vetters Irmeldingen sich einstmals zu erheben pflegte. Es stand sonder Zweifel noch jetzt, so gut oder so schlecht es dies früher zu tun ver-

macht hatte, und Rottbergs Lippen teilte ein Lächeln, als er eines vor Jahren abgestatteten Besuches bei dem absonderlichen unpraktischen Vetter Hinterwäldler und dessen rühriger, lebensfroher Gemahlin gedachte, sowie der gesamten altväterischen Weise, in welcher jene Menschen inmitten uralter launenhafter Dienstboten, unter einem Dache, das an mehr als einer Stelle den Regen durchließ, ihr Dasein abspannen. Er erinnerte sich unklar einiger Begebenheiten, die ihn, den scharfsichtigen Lebemann, damals erheiternd angemutet hatten wie gelungene Szenen eines Lustspiels; der Verlegenheit, mit welcher die Hausfrau so manches Mangelnde auf häuslichem Gebiete verbergen gewollt, welches nur allzu unverhohlen die Kritik verwöhnter Gäste herauszufordern geeignet gewesen.

Über jener nicht mehr deutlichen Vorstellung von altväterischen Menschen, die sich in halbleeren Zimmern zwischen verschlissenen Rokokomöbeln bewegten, zog nunmehr, immer deutlicher werdend, immer größere Gewalt gewinnend, das Bild der einzigen Tochter jenes höchst ungleichen Ehepaares auf, die liebreizende Erscheinung eines sehr jungen Mädchens mit lichtdurchschossenen Augen und fliegendem Blondhaar, dessen schimmernde Fülle ein mattfarbiges Band mühsam zusammenhielt. Es waren eigenartige und ungewohnt freundliche Gedanken, denen Rottberg sich hinzugeben begann. Entsann er sich recht, so hieß sie Gabriele und wurde damals Gabi genannt. Wie hübsch mußte sie inzwischen geworden sein, vornehm, schlank, eine unberührte Wald-

blume. Die wenigstens war, und das aus guten Gründen, nie zu Hofe geführt, nie zur Jagd auf den Mann abgerichtet worden. Wirklich, wenn er sich überhaupt zum Heiraten entschlösse, so müßte Gabriele die Rechte sein, eine passendere Partie dürfte er vermutlich niemals und nirgends finden. Der Vetter galt freilich für arg verschuldet, aber gleichviel; die Familie, mit jener Rottbergs entfernt verwandt, war trotzdem eine vortreffliche. Und das Alter? Rottberg fand nach einigem Rechnen, daß Gabriele etwa neunzehn Jahre alt, demnach fast um das Doppelte jünger sein müsse, als er es selbst war. Gleichviel, darin lag kein allzu gewaltiger Abstand, und möchte Gabriele diesen wirklich in Betracht ziehen, so würde sie ohne Zweifel einsehen, daß Rottberg ihr für den kleinen Rechnungsfehler der Vorsehung genügend Ersatz schaffen könne durch Reichtum und glänzende Stellung. Ja, die Sache sah sich von allen Seiten aus leicht und glücklich an. Rottberg schalt sich, daß er nicht früher daran gedacht, die Hand nach einem Kleinod auszustrecken, dessen Vorhandensein kein Glücksjäger ahnte, und das von der grünen Waldeinsamkeit umgittert aufwuchs, gleichsam als sei es nur für ihn verstohlen gehütet worden.

Draußen lag auf den grauen Wegen der Anlagen, auf den laublosen Platanen ein zarter, schmelzdurchhauchter Schimmer, es war sicherlich Frühling geworden. Schon strömten die Spaziergänger zahlreich dem Stadtgarten zu, Kinder boten kleine Sträuße von Krokus und Anemonen feil; die Abendsonne glühte in den Mansarden-

fenstern ferner Häuser und warf in unerschöpfter Prachtliebe auf alles Glänzende ihre feinen Strahlenpfeile, blitzend, spielend, Glanz lockend, Glanz weckend, flimmernd herabschießend bis in die Kinnketten, bis in die silberplattierten Geschirrteile der edlen Pferde, welche am Portale vor Rottbergs Wagen hielten, reglos, nur zuweilen die Ohren spitzend oder die feinen hochaufgesetzten Köpfe ungeduldig emporschnellend. Weithin über den nassen Ackerschollen der großen Tiefebene, ganz am Horizonte, bauten sich in der seltsam klaren Abendluft, nur scharfen Augen sichtbar, dunstblaue Kuppen auf mit weißen, schroff eingerissenen Schneelichtern darüber, — das Hochgebirge. Rottberg sah es und faßte raschen Entschluß. Dort lag Tollenstein, sein Gut, das er jahrelang nicht besucht hatte, dort mußten jetzt die Sturzbäche niedergehen zwischen brausenden Tannen, mußten im bittern Morgenwinde auf den Kuppen die Birkhähne schleifen und rodeln. Dort lag auch Irmeldingen. Rottberg ließ sich ein Schreibzeug reichen, bat seinen Chef, das etwas beschleunigte Verfahren tunlichst entschuldigend, um Urlaub, hieß seine Koffer für den Nachtzug in Bereitschaft setzen und ward — was die gesamte Residenz für undenkbar gehalten hätte — im Diplomatenklub fürder nicht mehr gesehen.

Als Rottberg nach mehrstündiger Nachtfahrt den Zug verließ, war die bestellte Extrapost auf der Station noch nicht eingetroffen. Er freute sich dessen, gab seinem Diener Anweisung bezüglich des Gepäckes und schritt

im ersten Morgendämmern einen Waldweg hinan, der nach zweistündiger Wanderung in der Nähe des Tollensteiner Forsthauses ausmünden sollte. Bald lagen die Häuser des schlafenden Fleckens tief unter ihm. Allmählich wurde der Weg schlechter und führte, von holprigen, unterspülten Wurzeln durchquert, kaum noch erkennbar, durch den Hochwald hin. Der Freiherr schritt unbeirrt in selbstgewählter Richtung weiter. Er war mit der Gegend genugsam vertraut, um zu wissen, daß er irgendwo einen Richtweg finden oder an einen ihm bekannteren Teil des Waldes gelangen mußte. Die einsame Wanderung tat ihm wohl. Die feuchte Waldluft, vom herben Geruche der Tannennadeln gewürzt, drang ihm frisch durch Haupt und Glieder. Die Müdigkeit und Abspannung seiner Städternerven wich einem jugendlichen, wohligen Kraftgefühle. Für nichts hätte er diesen Spaziergang über Geröll und modernde Tannenzweige mit der Ruhe in seinem breiten Himmelbette der Residenz vertauschen mögen. Er schwang kraftvoll den mitgebrachten Bergstock und strebte weiter. Der Tag konnte nicht fern und der Kamm des Bergrückens nicht mehr weit sein. Zwischen den riesigen Stämmen, in Mulden und Senkungen des Bodens, leuchteten weißliche Schneefelder, die der Tauwind noch nicht verzehrt hatte. Jetzt erwachten Stimmen. Zuerst der helle Sang einer Drossel, dann strich über das Steingeröll der Waldblöße jäh und unvermutet der zischende Kampfruf eines Birkhahns. Von den Höhen brach Wind herein und wirrte die nassen Kronen der Tannen. Der Wald lichtete sich,

und im Osten wuchs der glänzende, hellblasse Apriltag empor. Natur, wie bist du herrlich, dachte Rottberg, tief atmend, und wie töricht ist der Mann, der spät erst am Lebensmittage den Weg zu dir zurückzufinden trachtet.

Er schritt weiter; vor ihm lag ein dichter Hochwald, durch dessen Stammgewirr die Strahlenpfeile der aufgehenden Sonne brachen. Wieder schlugen Stimmen an sein Ohr. Diesmal waren es Laute aus Menschenmund. An einer Waldblöße stand Schlagholz zur Abfuhr geschichtet. Auf den Eichenkloben saß ein Bursche in Lederjoppe und Jagdhut, den Stutzen über dem Rücken. Er kaute an einem langen Grashalm und seine Hand, die er weit ausgestreckt auf das Schichtholz gelegt hatte, öffnete und schloß sich wie unter dem Eindrucke versteckter Erregung. Vor ihm stand ein Mädchen in bäuerlicher Kleidung, doch zierte ihren Nacken ein Seidentuch, welches seltsam von der sonst einfachen Gewandung abstach. Sie schien mit einer Bitte in den Burschen zu dringen, denn sie rang die Hände in überredungsvoller Gebärde, während er selber unmutig und halb verlegen zur Erde starrte. Endlich sprang er auf, so rasch und unwirsch, daß etliche Scheite, die er mit sich gerissen, ins Kollern gerieten. „Jetzt laß mich aus, Modei," rief er wild, „ich kann und mag nicht, das ist mein Wort, mein letztes, von dem ich nicht abgehe. Und du, schämen solltest du dich, daß du mir nachziehst und mich zum Gespött machst vor den Leuten drunten!" Sie rief ein wildes Wort und wollte sich ihm um den Hals werfen,

er aber hatte abwehrend den Arm vorgestreckt und sie an die Schulter getroffen, so daß sie den Halt verlor, stolperte und auf das Scheitholz fiel, wo sie sitzen blieb, die Hände vors Gesicht geschlagen. Der Bursche hatte, unbekümmert darum, sich auf dem Absatze umgekehrt und war zwischen den Stämmen verschwunden. Liebesidyll unter Naturkindern, sagte Rottberg spöttisch vor sich hin; irre ich indessen nicht, so bin ich auf Tollensteiner Revier und habe ein Recht, das hübsche Kind zu befragen, was für ein Leids ihr der Lümmel getan hat. Nach einigen Schritten stand er vor der Weinenden und bot ihr „Grüß Gott". Sie schreckte empor und wollte sich zur Flucht kehren, allein Rottbergs Wesen und seine freundlichen Worte, in welchen freilich eine leise, spöttische Färbung verriet, wie sehr ihn die Verlegenheit des Mädchens belustige, flößten ihr bald Vertrauen ein. Da der fremde Herr nun einmal gesehen habe, wie sie vor dem Anderl geweint, wie es der Unhold mit ihr getrieben, so möge er es ihrethalben wissen, daß sie den wüsten Menschen liebhabe. Er sei aber ein fürchtig stolzer, obwohl sein Stolz Bettelstolz sei und er als blutarmer Waldläufer seinem Herrgott doch danken müsse, wenn der reiche Wiestalbauer ihn zum Schwiegersohn nehmen wolle. Und sie selbst brauche doch auch nicht just in der Ecke zu stehen beim Kirchweih. Eine so viel wüste sei sie denn doch nicht. Dabei blickte sie jetzt den Freiherrn forschend, halb lächelnd an, als wünsche sie eine Bestätigung ihres Urteils zu hören, mit welcher denn Rottberg auch keineswegs zurückhielt. Das Mädchen

erschien ihm für eine Bäuerin ungewöhnlich anziehend, sie hatte eine nicht allzu derbe Gestalt, einre gelmäßiges Gesicht, daraus südliche Augen wie Schwarzkirschen stachen. Er sprach ihr Trost zu, meinte, daß der Forstgehilfe, der ein so sauberes Mädel nicht wolle, ein gewaltig verwöhnter Schlingel sei, dem sein Herr, der Baron, einmal gehörig den Kopf zurechtsetzen müßte. Des Mädchens Gesicht, welches heller geworden war, verzog sich wieder zum Weinen. „Wenn das mein Trost wäre,“ sprach sie, „dann müßt ich warten, bis Lichtmeß auf Ostern fiele. Unser Baron fragt nicht nach seinen Bergen; der fahrt in der Residenz auf Gummiradeln und kümmert sich nicht um uns. Und ist doch so schön, die Tollensteiner Riß, so gar viel schön!“

Rottberg lachte, allein die Wahrheit, die er eben zu kosten bekommen, schmerzte gründlich. Dafür schwur er im stillen, in die Vorsehung einzugreifen und den Herzenswunsch des Mädchens erfüllen zu wollen, falls dies irgend möglich sei. Und er besaß einen festen Willen. Für jetzt ließ er sich den Namen seiner Klientin wiederholen ... die Wiestalbauermodei — verabschiedete sich mit dem Bedeuten, daß er ihr wahrscheinlich bald Nachricht vom Anderl senden werde, und schritt durch den Hochwald weiter. Der Zwischenfall hatte ihn erheitert, er sah überhaupt auf dieser Wanderung Gegenwart, Welt und Zukunft in Morgenbeleuchtung an. Allmählich jedoch begann die Beschwerde des Weges sich geltend zu machen und ihm Sehnsucht nach einer gebahnteren Straße zu erwecken. Der Wald senkte sich langsam ab-

wärts; zwischen den Tannen und Lärchen begannen weiße Buchenstämme zu leuchten. Ein schmaler Pfad, von welkem Rasen besäumt, durchquerte die Lehne. Der Freiherr nahm ihn auf. Nachdem er etliche Zeit gegangen, hörte er Schritte, die sich näherten. Vom Schatten verdeckt, den schlanke Haselstauden warfen, sah er einen Menschen des Weges kommen, in welchem er sogleich den Gehilfen erkannte, der vor einer Stunde den Wortwechsel mit Modei bestanden hatte. Der Bursche ging gesenkten Hauptes, in Gedanken vertieft; den Hut hatte er zum Nacken geschoben, und ein Büschel rötlicher Haare drängte sich unter der Krempe hervorquellend über die finstere Stirn. Daß er ein Rottbergischer Waldhüter sei, ließ sich nunmehr genau an der schmalen, in Metall gepreßten Krone erkennen, die er am Hute trug. Als der Nahende bis auf ein paar Längen herangekommen war, schreckte er auf und ließ die Hand jäh an den Stutzen fliegen.

„Zu spät, mein Mann", lachte der Freiherr. „Wäre ich ein Wilderer, du hättest gelegen, eh' dein Schießeisen von der Achsel gekommen wäre. Ja, es ist freilich leichter, mit Dirndeln im Walde wüst zu tun, als Wilderer zu fangen, was?"

Des Jägers Gesicht verfärbte sich tief; dann nahm es den Ausdruck lohenden Grimmes an. „Was habt Ihr, wenn man fragen darf, im Walde zu schaffen?" entgegnete er heftig. „Was tut Ihr abseits der Straße hier auf dem Pirschpfade. Etwa spionieren? Habts etwa noch Gesellschaft bei Euch, und wer seid Ihr?"

„Sachte, mein Bursch,“ sprach Rottberg kühl, „das Fragen ist meine Sache. Möchtst gern wissen, wer ich bin? Wenn du deinen Schutzherrn noch nicht gesehen hast, reiß die Augen auf und schau mich an. Ich bin’s. Und nun zeig mir den Weg zur Riesbachmatte, denn von dort finde ich mich allein nach dem Forsthause.“

Der Gehilfe hatte den Hut vom Kopfe gerissen und sich aufgerichtet. Der Freiherr musterte ihn inzwischen mit wenig beifälligem Ausdrucke. Das Gesicht des Burschen war unschön, gewöhnlich, sein Haar ins Rötliche spielend. Nur der stahlgraue Blick schien auf Verwegenheit und Intelligenz zu deuten, aber dieser Blick war kein guter, trotz der angenommenen Demut, die sich zurzeit in ihm ausprägte. Er machte auf den Baron einen schlechten, fast unheimlichen Eindruck. So winkte er dem Burschen voranzugehen und folgte nach, ohne seinen Führer eines Wortes zu würdigen. Gerne hätte er ihn hinsichtlich der Wiestalbauernmodei befragt und womöglich sogleich seinem Willen in Sachen einer festen Gestaltung dieses Verhältnisses Ausdruck gegeben, allein der Mensch war ihm entschieden widerwärtig. Und um solch eines Gesellen willen weint sich das hübsche Mädchen die Augen aus, dachte er im Weitergehen. Nun, der Wille dieser Dorffee soll geschehen, wenn ich auch bezweifeln möchte, daß er ihr zum Himmelreich ausschlagen werde.

An der Riesbachmatte angelangt, verabschiedete sich der Freiherr durch eine gebieterische Bewegung von seinem Führer und erreichte bald das Forsthaus. Ein

schöner Dachshund lag vor der Tür und fiel den Eintretenden mit wütendem Gekläff an. Der Förster erschien im Schlafrocke, eine Pfeife rauchend, am Fenster, ließ jedoch vor Überraschung das lange Rohr sinken, als er den Baron erkannte. „Freiherrliche Gnaden hier, und dabei noch zu Fuße“, sprach er mit höchstem Erstaunen, die Tür des Kassenzimmers öffnend und sich seines morgendlichen Anzuges halber entschuldigend. Der Baron beruhigte ihn und erzählte mit Behagen, daß er von der Station aus den Waldweg genommen habe, dann erbat er sich ein Frühmahl und tat sich gütlich an dem harten Rauchfleisch nebst Enziangeist, welcher, bitter und brennend zugleich, ihm trotz aller Selbstbeherrschung ein Schütteln abnötigte. „Freiherrliche Gnaden belieben vielleicht meine Pflanzregister und Auktionsverzeichnisse einzusehen?“ frug der Förster im Pflichteifer eines gewissenhaften, lobgewärtigen Beamten. Der Baron willigte ein; da er sich bewußt war, vieles versäumt zu haben, war es ihm wünschenswert, an Ort und Stelle einen Einblick in den Stand der Wälder zu erlangen. Die Beschäftigung interessierte ihn. Es ergab sich, daß die Auktionen ergiebig gewesen waren und daß in der Forstkasse eine bedeutende Summe lagerte. Nach einigen Stunden brach der Freiherr die Revision ab und hielt nicht mit seinem Lobe zurück.

„Sind Freiherrliche Gnaden wegen der Hahnbalze gekommen,“ wagte der Förster zu fragen, „oder wollen der Herr Baron überhaupt eine Zeit bei uns bleiben? Das wäre ein großer Segen für die Herrschaft,“ fügte er hinzu,

„denn die Leute klagen oft, daß sie den gnädigen Herrn so selten sehen."

Der Freiherr empfand wieder den leisen Vorwurf und antwortete nicht gleich. „Wie steht es mit Ihrem Forstpersonal?" frug er ablenkend. „Haben Sie unter Ihren Waldläufern einen gewissen Anderl? Wohl ein brauchbarer Mensch, nicht?"

Der Förster bejahte, über die Personalkenntnis des Barons erstaunt. Der Anderl sei unbedingt zu loben; ein pflichttreuer, nüchterner Mensch, besonders ausgezeichneter Schütze, er wisse mit der Kugel ein Licht auf sechzig Gänge auszuputzen. Doch habe er auch seine Fehler; zu diesen zähle schier allzu große Schärfe gegen Jagdfrevler und Holzdiebe. Daher sei er in der Umgegend gut gehaßt. Freilich sei er seit einiger Zeit ein wenig laß und traumhaft geworden, dahinter stecke ein Weibergeschäft.

„Weiß es," unterbrach der Baron, „ein Verhältnis mit der Wiestalbauernmodei. Ist eine reiche Bauerntochter, nicht?"

Dem Förster entglitt von neuem sein Rauchzeug; die fabelähnliche Kenntnis vertrautester Angelegenheiten, welche der Freiherr bekundete, erstaunte ihn derart, daß er seine Verwirrung nicht zu verbergen vermochte. „Herr Baron werden also ebenfalls wissen," fuhr er zu Rottbergs großer innerlicher Belustigung fort, „daß die Modei an dem Burschen sozusagen einen Narren gefressen hat und ihm auf Schritt und Tritt nachstellt. Nun sollte man meinen, daß solch ein Bursche mit beiden

Händen möcht' zugreifen, namentlich, da das Mädel — Herr Baron wissen es vielleicht auch — bildsauber ist und der Wieslochbauer alt, so daß der Schlucker Aussicht hätt', in ein paar Jahren sich als Hofbauer ins Fette zu setzen. Weit gefehlt, wie der Herr Baron wissen werden. Der Bursch mag von Heirat partout nichts hören; sagt, er wolle im Walde bleiben. Mit der Modei möge man ihn nur auslassen, die ging ihm gegen die Haut, nun vollends, nachdem sie so gehabig auf ihn sei. Dabei verbleibt der Dalk und könnte sich doch gottestausendmal freuen, daß ihn überhaupt ein Mädel will. Denn er ist ein Findelkind und von der Gemeinde um Barmherzigkeits willen aufgezogen. Hüterbub ist er gewesen, und das Brot war stets rarer bei ihm, als die Schläg' es sein taten. Daher mag's kommen, daß ihm nirgends besser ist als im Wald, und daß er schier Furcht hat vor dem Wohlleben als Bauer, denn ein Hühnerhund, der nie anderes bekommen hat als Schwarzbrot, läuft weg und knurrt, wenn man ihm ein Bratel reicht. Nun halte ich submissest dafür, daß auch der Bub es just treibt, wie ein recht hart gehaltener Köter; und hat der einmal seinen Eigenwillen, werden weder Prügel noch Guttaten viel dabei ausrichten."

Rottberg hatte sich inzwischen im Stuhl zurückgelehnt und spielte mit den Hirschhorngriffen, welche die Armlehne des Sessels verzierten. „Mein lieber Herr Förster," erwiderte er endlich, „was Sie sagen, ist alles ganz richtig und gut. Ich habe aber bisher" — und hier lehnte er den Kopf zurück und schloß um ein weniges die Augen-

lider — „allzuwenig Zeit gehabt, mich um die inneren Verhältnisse Tollensteins, sowie um das Wohlergehen meiner eigenen Leute zu bekümmern. Dies soll, hoffe ich, von jetzt ab anders werden. Und um gleich damit zu beginnen, kann es mir nicht gleichgültig sein, daß einer meiner Beamten ein anständiges Mädel einerseits in den Mund der Leute bringt, und daß andererseits er aus purer Dummheit das Glück mit Füßen von sich stößt. Man muß hier ein wenig eingreifen, und es ist daher mein Wunsch, Herr Förster, daß Sie den Anderl bestimmen, je eher desto lieber die Wiestalbauerntochter heimzuführen, wenn ihm, unter uns gesagt, der alte Wiesbauer nicht mit dem Zaunstecken heimleuchtet."

„Das nun nicht," sprach der Förster nachdenklich; „denn die Tochter haltet den alten Mann am Schürzenbandel. Nur eben beim Anderl wird's hapern, nur beim Anderl. Aber halt, Herr Baron", fuhr er fort, indem er einem plötzlichen Einfalle Raum gab. „Den Zipfel wüßt' ich doch wohl, an dem man ihn packen möcht', den Buben, daß er sich nicht losdrehen könnt', trotz allem Gesperr. Verhaßt ist er bei den Bauern, wie der Herr Baron wissen, weil er gar so scharf paßt auf die Holzfrevler. Könnt' also als Knecht nirgends einstehen, nähm ihn keiner, und wenn er ihn umsonst tät kriegen. Sprechen aber der Herr Baron: Ich brauch' dich nicht mehr, so muß der Anderl außer Lands, und das wäre sein Tod, weil er am Walde gar so viel hangt und er auch hier im Forsthause sein bissel Heim gefunden hat. Daher meine ich, daß man dem Dalk auf diese Weise

zum Glück verhelfen könnt'. Möcht' gleich mit ihm reden, Freiherrliche Gnaden, es ist elf Uhr, und um die Zeit muß er vom Reviergang zurück sein. Täten nicht der Herr Baron derweilen ein wenig ausrasten im Wohnzimmer? Ich bin geschickter, wenn's gütliche Zwiesprach gilt, mit meinen Leuten unter vier Augen zu reden."

Der Baron lächelte und folgte der Weisung. Bald darauf erbebte das Haus von der fürchterlichen Donnerstimme des Försters, mit welcher dieser die gütliche Fürsprache abhielt. Nach Verlauf einer Viertelstunde erschien er ziemlich rot und erhitzt im Wohnzimmer.

„Abgemacht ist die Sache, gnädiger Herr," sprach er vergnügt, „und der Bursche ist zur Vernunft gebracht. Würd' aber, schätz' ich, just so gut die alte Wiestalbäuerin genommen haben, um nur nicht fort zu müssen aus dem Wald. Na, jetzt haben der Herr Baron einen Mann schier mit Gewalt zum Glück gebracht. Ein hartes Stück Arbeit war's allerwege."

„Ist der Bursch noch zur Stelle?" frug der Freiherr zufrieden lächelnd. Als der Förster bejahte, ging er hinüber nach dem Kassenzimmer. Da stand der Anderl; den Hut hatte er zwischen den Händen zerrungen wie einen Haderlumpen, die Unterlippe hielt er zwischen den Zähnen geklemmt.

„Na, Anderl, das ist gescheit, daß du dich besonnen hast", sprach der Freiherr freundlich. „Doch sag mir nun, warum du dich so lange gesperrt hast gegen dein Glück, und noch dazu gegen ein Glück, das so bildsauber ausschaut?"

Der Bursche richtete den Kopf auf und sah erst den Freiherrn, dann den Förster mit dem Zuge gebrochenen, ohnmächtigen Trotzes an.

„Ledig bleiben hätt' ich wollen," sprach er leidenschaftlich in klagendem Grimme, „denn der Wald ist meine einzige Liebe, und bei den Menschen finde ich eh' kein Glück."

„Glaub's wohl," lachte der Freiherr, „Glück aus eigener Faust! Nein, mein Bub, Glück braucht nicht ein jeder auf dieser Welt, und mit der Liebe ist's gar meist gefehlt. Ist nur eine rechte Liebe, und die wächst im Himmel droben. Mußt nachschauen, daß du sie findest." Er hatte sich erhoben, öffnete die Tür des Kassenschrankes und nahm einen Tausender heraus. „So, da hast du ein Geld," sagte er, „damit du nicht arm bei der Modei vorzusprechen brauchst."

Der Bursche blickte finster vorüber.

„Die Hand küßt dem Schutzherrn", schrie ihn der Förster an.

„Schon gut," wehrte der Baron, „du kannst gehen." Dann wandte er sich wieder dem Förster zu. „Nichts Neues in der Gegend," frug er, „keine Streitigkeiten, keine Gebietsveränderung unter Nachbarn?"

„Auf Irmeldingen ist's rückwärts gegangen mit der Herrschaft", sagte der Förster. „Der alte Herr soll das Gut nicht länger halten können. Es heißt, die Gläubiger wollen den alten Herrn zwingen, den ganzen herrlichen Wald auf dem Stamm zu verkaufen. Es ist ein Jammer, und er kann mir wirklich leid tun."

„Wer?“ fragte der Baron leichthin.

„Der schöne Wald, gnädiger Herr.“

„Ja, ja“, meinte der Baron. „Übrigens kommt dort mein Wagen; wollen Sie gütigst anordnen, daß man das Gepäck nicht ablade. Ich fahre weiter nach Irmeldingen.“ —

Nach langer Fahrt durch knospenden Eschenwald, über dem die bräunlichblaue Beleuchtung eines ersten Frühlingstages lag, sah Rottberg den zwiebelförmigen Schloßturm Irmeldingens auftauchen. Der Turm war im Laufe der Jahre schief und unbewohnbar geworden. Auch über die Wohngebäude schien die Zeit nicht gerade verjüngend hinweggegangen zu sein. Als der Wagen vorgefahren, regte sich nichts zur Begrüßung. Ein Ziehen des verrosteten Glockenzuges erwies sich als fruchtlos, das Peitschenknallen des Kutschers vermochte ebensowenig ein lebendes Wesen herbeizurufen. Nur ein einsamer Hahn stolzierte über den welken Rasenplatz, und ein magerer, schwarzer Kater, der im Sande gelegen hatte, kam näher und rieb sich schnurrend, mit hochgehobenem Schweife an den Treppenstufen. Rottberg verließ den Wagen, um selber Umschau zu halten; da ihm aus einem schuppenartigen Gebäude abseits der Einfahrt Hammerschläge zu dringen schienen, begab er sich dorthin. Als er die Lattentür öffnete, trat ihm der Besitzer Irmeldingens in Person entgegen. Der alte Herr trug einen Arbeitsanzug und einen grünen Augenschirm, den er jetzt in die Stirne schob, um den Eintretenden besser mustern zu können.

„Kommen Sie wegen der Erfindung?“ frug er mißtrauischen Blickes, dennoch fast bittenden, einschmeichelnden Tones.

„Wegen welcher Erfindung?“ frug jener erstaunt und ihm lachend die Rechte bietend. „Erkennen Sie Ihren alten Freund und Vetter nicht wieder?“

In das Gesicht des alten Herrn kam eine leise schmerzliche Enttäuschung, dann gewannen seine feinen Züge den Ausdruck milder Freundlichkeit zurück. Er stammelte einiges von großer, lieber Überraschung und versuchte inzwischen verlegen, sich der großen Schürze zu entledigen. Als ihm dies gelungen, verschloß er die Lattentür mit Sorgfalt und leitete seinen Gast zum Wohngebäude.

„Entschuldigen Sie den schlechten Empfang, lieber Vetter“, bat er mit seiner freundlichen, etwas müden Stimme. „Meine Leute haben Ihr Kommen überhört. Wir besitzen alte, treue, aber ein wenig harthörige Diener, ich will sie jedoch gleich zusammenrufen.“ Bei diesen Worten ergriff er einen seitwärts der Tür hängenden Drahtzug und setzte, anhaltend an demselben reißend, eine große Hausglocke in Bewegung. Dieser Glocke, welche verrostet oder geplatzt war, entrangen sich Töne, denen keine Taubheit Widerstand entgegenzusetzen vermocht hätte. Aus der Tür schoben sich so eilig, als sie es konnten, drei altertümliche Gestalten und stellten sich zitterig, wackelnd, aber gewohnheitssicher in Reih und Glied auf, ein jeglicher seine Verbeugungen machend. „Unser Gesinde“ — erklärte der alte Herr mit winkender Handbewegung.

Des Barons Blicke hingen erwartungsvoll an der Tür. Ein starkes Herzklopfen bezwingend, schritt er an der seltsamen Leibgarde, welche Spalier bildete, vorüber und betrat das Haus. Der alte Herr erteilte inzwischen seine Befehle.

„Er, Nepomuk, trägt den Koffer des Herrn Barons, der Gärtner hilft ihm, und sie, Dorette, geht wieder in ihre Küche. Den Koffer des gnädigen Herrn trag ins ... ja wohin? Wo ist meine Frau, Dorette?"

„Ich danke, gnädiger Herr, es geht heute besser", erwiderte die Alte knicksend.

„Wo meine Frau ist, frage ich", wiederholte Herr von Irmeldingen, so laut er konnte, indem er mit der hohlen Hand ein Sprachrohr bildete.

„Hier bin ich, lieber Mann," rief eine wohltönende Frauenstimme, „grüß Sie Gott, Vetter Rottberg!"

Als er sich umwandte, reichte ihm soeben Frau von Irmeldingen die rundlichen, mit schwarzem Halbhandschuh bekleideten Finger zum Kusse. Sie war eine noch jugendliche, lebhafte Dame, welche Spuren großer einstiger Schönheit trug. In ihrer Jugend war sie als Hofdame bei jetzt verstorbenen Prinzessinnen eine Zierde der Residenz gewesen, bis die unüberlegte Liebesheirat mit ihrem schon damals unbemittelten Gatten sie ihrer glänzenden Stellung entrissen hatte. Aus jener in höchsten und allerhöchsten Kreisen verlebten Zeit war ihr ein Abglanz höfischer Förmlichkeit geblieben, ein Gepräge von Grandezza, das zuweilen sich seltsam abhob von ihrer jetzigen, des alten Glanzes beraubten Um=

gebung. Auch der Empfangssaal derer von Irmeldingen verdiente nicht, glänzend genannt zu werden, und in dem großen, öden Raum erschienen die sechs steifen, ungleich gepolsterten Stühle, welche so ziemlich das einzige Mobiliar ausmachten, gleichsam zu verschwinden. Während des Austausches der ersten Begrüßung ließ Rottberg unwillkürlich seine Blicke nach der Türe wandern; er hoffte, daß diese sich auftun und der längst erwarteten Mädchenerscheinung im hellen Kleide Raum geben würde. Das helle Kleid jedoch wollte nicht aufleuchten, dagegen sah Rottberg bei einer Kopfbewegung plötzlich in der entlegensten Ecke des Gemaches neben Hundeleinen und verrostetem Jagdgerät den Mantel eines Infanterieoffiziers hängen. Ein Gefühl lähmender Enttäuschung legte sich auf seine junge Freude. Er war nicht der einzige Gast, dem erhofften, ungestörten Beisammensein würde ein Dritter beiwohnen, bestenfalls ein gleichgültiger Dritter, vielleicht aber auch ... er mochte den Gedanken nicht ausdenken. Du bist lächerlich überreizt, sprach er zu sich selber.

„Wie geht es Ihrer Fräulein Tochter?“ frug er, eine Äußerung der redseligen Baronin hastig, fast ungeschickt durchschneidend, „sie muß groß geworden sein, und schon als Kind versprach sie, dermaleinst ihrer gefeierten Mutter zu gleichen.“

Die Baronin lächelte geschmeichelt.

„Gabriele wird sich freuen, Sie zu sehen, und wäre gewiß hier, wenn sie Ihr Kommen gehört hätte. Sie ist im Garten mit Vetter Norbert.“

„Und wer ist Vetter Norbert, wenn man fragen darf? Ist er Besucher wie ich, oder hat er das Glück, ein ständiger Gast auf Irmeldingen zu sein?“

Die Baronin verneinte hastig. „Norbert“, erklärte sie, „ist ein entfernter Verwandter, stammt aus der Nebenlinie unseres Hauses und erhielt seine Erziehung im Pagenkorps. Seitdem steht er als Offizier im Grenzregimente und kam vor etwa vierzehn Tagen hierher, um Vermessungsarbeiten vorzunehmen. Wie es scheint, sollen in hiesiger Gegend große Manöver abgehalten werden, und wir hätten bei der Gelegenheit zahlreiche Einquartierung zu erwarten.“

„Da sei Gott vor,“ meinte der alte Herr aufrichtig bekümmert; „denn so viele Menschen und Pferde tagelang zu verpflegen, wäre für uns eine Unmöglichkeit.“

Frau von Irmeldingen fiel ihm mit einer ablenkenden Äußerung rasch ins Wort.

Rottberg vermochte seine Ungeduld nicht länger zu verbergen. „Wenn Sie erlauben,“ sprach er, „so suche ich Fräulein Gabriele auf, um ihr meine Huldigung darzubringen; der Weg zum Garten ist mir von früheren Jahren her noch wohl bekannt.“

„So entschuldigen Sie mich,“ entgegnete die Baronin. „Ihre Ankunft war eine unerwartete Freude, und ich möchte Anordnungen treffen für das bestmögliche Unterkommen eines so lieben Gastes.“

Rottberg bat, sie möge um seinetwillen keine Umstände machen, er fühle sich hier so wohl und glücklich

wie ein Kind des Hauses. Dabei küßte er abermals ehrerbietig die ihm entgegengereichte Hand der ehemaligen Hofdame und begab sich mit mühsam verhehlter Ungeduld auf den Weg. Ein langer, mit Buchsbaum eingefaßter Gang führte in die Tiefe des Gartens, welch letzterer, ursprünglich nach großem Plane angelegt, allmählich den Nützlichkeitsprinzipien unterlegen war, wovon zahlreiche Gemüsebeete, eine wildernde Rankenwirrnis von Himbeersträuchern, die sich wuchernd ausbreiteten, Zeugnis ablegten. Über dem kahlen Rankengewirr hoben sich weit abseits schwarze, dem Schnitt entwachsene Taxushecken. Sie faßten kurze, verworrene Gänge ein, welche, als Überreste eines ehemaligen Labyrinthes, Zeugnis ablegten von vergessener Gartenkunst und verschollenem Frohsinn der Altvordern. Vor dem Eingange stand, aus bröckelndem Sandstein geformt, ein grinsender Pan; hinter dem Irrgarten führte der Weg in weicher Biegung durch Buschwerk, welches aus den Wurzelstöcken gefällter Waldbäume emporschoß. Durch die schwachen Stämmchen leuchteten bunt die Aufschläge der bescheidenen Infanterieuniform, dann sah Rottberg von weitem Gabriele und Norbert. Sie gingen langsam nebeneinander, versunken in tiefes Gespräch, ihre Gestalten zeichneten sich scharf ab vom fliederfarbenen Frühlingshimmel. Rottbergs Herz begann heftig zu schlagen. Seine Schritte knirschten in der Nachmittagsstille hörbar über den Kies; die Wandelnden kehrten sich betroffen um. Über Gabrielens Gesicht zog eine leise Röte, als Rottberg seinen Namen

nannte, doch ihr tiefes, klares Auge senkte sich nicht vor dem seinen, während sie ihm die Hand bot, und kein Schatten der Verlegenheit überflog ihre schönen, offenen Züge. Rottbergs Stimme dagegen bebte, und er sprach, in ihr Anschauen versunken, die wenigen einleitenden Begrüßungsworte so feierlich und ernst, als redete er zu einer Königin. Er erlangte sein Gleichgewicht erst wieder, als Gabriele ihm ihren Begleiter vorstellte. Die beiden Männer empfanden jäh das unwiderstehliche Gefühl der Gegnerschaft, und es fiel die Bewegung, mit welcher Rottberg dem jungen Offizier die Hand reichte, mehr als kühl aus. Da die Höflichkeit erforderte, daß der Platz an Gabrielens Seite dem Letztgekommenen verblieb, so empfahl sich der Offizier, sein Fortgehen mit dringender Arbeit entschuldigend.

Gabriele hatte den Weg nach dem Schlosse eingeschlagen, und Rottberg folgte ihr. Was er sprach, wußte er nicht, auch ihre Stimme drang zu ihm fremd und silbertönend, wie aus weiter Ferne. Er empfand nur, daß er sich unendlich glücklich fühle, und daß der Weg kein Ende hätte nehmen sollen. Gabriele trug ein Gewand von feiner grauer Wolle, das der Aprilwind, der in Stößen durch die laublosen Zweige brach, am Saume zerrte, zurückwarf und ihre zarten Knöchel, ihre schmalen, gegen den Wind tapfer ankämpfenden Füßchen preisgab, das ganze Gewebe fester und dichter um die schlanke, schmiegsame Gestalt pressend. Er bemerkte, daß am Rande der zerwühlten, unbebauten Beete blaue Krokusblumen aus der nassen Erde drangen, und es

schien ihm, als habe ihr Schritt eine frühlingsweckende blaue Wunderspur hervorgerufen.

Bald lag das Schloß vor den Wandelnden. Gabriele hatte den geradesten Weg gewählt, der zur Terrasse zurückführte. Dort stand Frau Irmeldingen, welche im Bewußtsein zu erfüllender Hausfrauenpflichten ein Gespräch über gemeinsame Bekannte bei Hofe eröffnete, in dessen Verlauf Gabriele lautlos verschwand. Es wurde gemeldet, daß des Barons Zimmer bereit sei, worauf Rottberg sich beurlaubte, seinem Führer folgte und dann in einem hohen Gemache auf und ab zu schreiten begann, welches sorgsam gehegte, hundertfach ausgebesserte Möbel sämtlicher Stilperioden der letzten Jahrhunderte enthielt. Von seinem Fenster aus bemerkte er, wie der alte Gärtner mit trippelnden Schritten dem einsamen Hahn nachstellte, welcher in banger Vorahnung seines Schicksals gackernd und mit den Flügeln schlagend über Beete und Rasenrabatten zu entkommen strebte. Endlich fiel ein Flintenschuß, und der Gärtner kehrte gebückten Ganges zurück, seine Beute, deren Federzier melancholisch herabhing, nach sich schleifend. Kein lebendes Wesen ward fernerhin sichtbar. Aus dem Schuppen tönte noch immer, emsig, unablässig, ein geheimnisvolles Klopfen, und über Schloß und Garten lag die schlafende Stille, die silbermatte Beleuchtung des nassen, milden Apriltages. —

Auch der Abend flog an Rottberg vorüber wie ein Traum, obwohl man stundenlang am runden Tische beisammen gesessen hatte, zusammengerückt unter den

Schimmer der einzigen Lampe, während der Rest des weiten Gemaches in Finsternis ertrank. Norbert verhielt sich schweigsam; er hätte für abwesend gelten können, wenn nicht zuweilen aus dem Halbdunkel des Hintergrundes das Leuchten seiner Uniformknöpfe und Epauletten hervorgestochen wäre. Der alte Herr von Irmeldingen war nach der zweiten Tasse Tee sanft im Sessel eingenickt, und die Kosten der Unterhaltung wurden fast ausschließlich von seiner Gemahlin getragen, welche an ihren residenzkundigen Gast zahlreiche auf ihre Hofdamenzeit bezügliche Fragen zu stellen hatte, deren Beantwortung sie, ganz aufgehend in der Erinnerung an alte glänzende Tage, meistens kaum abwartete.

Rottberg war dankbar, daß ihre Redseligkeit ihn der Konversationspflicht enthob und ihm gestattete, sich voll dem Eindrucke hinzugeben, welchen Gabrielens Wesen auf ihn ausstrahlte. Im Innern eines jeden Mannes lebt die Ergänzung seines eigenen Wesens als Ideal und schwebt ihm, zu sinnlicher Form verdichtet, in greifbarer Klarheit vor. Er ermaß nun, weshalb Gabriele schon damals, als ein halbes Kind, einen so tiefen Eindruck auf ihn hervorgebracht hatte, warum die Erinnerung an das halbentwickelte, junge Mädchen in ihm lebend geblieben war, trotz aller späteren glänzenden Offenbarung von Frauenschönheit. Schon damals trug das aufblühende Kind in sich einen noch unerfüllten tiefen Reiz beschlossen, jetzt brach ihm aus Gabriele der volle Schönheitszauber entgegen, nach welchem lange

Lebensjahre hindurch sein Wesen gedürstet, seine Seele sich unbewußt gesehnt hatte. Da waren die Züge, welche damals unter kindlicher Gesichtsrundung geschlummert hatten, unverhohlen hervorgetreten in ihrer ganzen vornehmen, eigenartigen Lieblichkeit; gefestigt erschien der lichtrote feingezeichnete Mund, dessen stolzer, leicht herber Zug, ein Erbteil alten reichsgräflichen Blutes, gemildert wurde durch den Ausdruck großer grauschwarzer Augen von unerschöpflicher Strahlenfülle. Um die niedrige Stirn schmiegten sich weiche Massen aschblonden Haares. Jetzt versank das feine Oval ihres Köpfchens in der Dunkelheit des großen Gemaches, nur die Finger hafteten im Lichtkreise des Familientisches, emsig an einem Tuche von schlichtem Gewebe sich mühend. Dieses Bild, vom milden Schimmer der Arbeitslampe überflossen, dem Heiligenschein stillen, häuslichen Glückes, nahm Rottberg mit sich in seinen kurzen, bewegten Schlummer.

Der folgende Morgen brachte strömenden leisen Regen, dennoch bot sich dem Freiherrn ein sehr erfreulicher Anblick, indem er gewahrte, wie Norbert, von einem Soldaten gefolgt, zum Tore hinausritt. Dieses bedeutete keine Ausreise für immer, darum konnte Rottberg den Wunsch nicht zurückdrängen, daß freundliche Genien den Fortziehenden möglichst lange seiner topographischen Tätigkeit erhalten möchten. Er hatte die Stunde für eine besonders zeitige angesehen, dennoch fand er die Familie bereits im Frühstückszimmer vereinigt. Gabriele bereitete den Tee, rückte im Draht-

körbchen die kräftigen Schnitten Hausbrotes zurecht und war versorgend um den alten Herrn bemüht; sie selbst ließ sich an einer Tasse frischer Milch genügen. Wie sie jetzt den Kopf mit den schweren blonden Haarflechten zurückwarf, um zu trinken, bot sie das Bild gesundester Frische und Jugendschönheit. Ein winziges, weißes Tröpflein war ihr im feingeformten Mundwinkel perlend stehen geblieben; während sie jetzt die Anwesenden versorgte, hier einen Teller reichend, dort etwas Fehlendes ergänzend, trat eine jede ihrer Bewegungen plastisch in biegsamer Kraft und Anmut hervor. Rottbergs Blicke mußten, in Bewunderung versenkt, auffällig auf ihr geruht haben, denn Frau von Irmeldingen lächelte wohlgefällig und sprach dann mit einem kleinen Seufzer:

„Ja, lieber Vetter, allezeit bleibt Gabriele tapfer, tätig und guter Dinge. Sie ist eben unser Sonnenstrahl, der Einsamkeit und manches andere Schwere ertragen hilft."

Der alte Herr legte sein Brot aus der Hand und nickte zustimmend. „Das soll wahr bleiben," sprach er eifrig, „Gabi ist unser gutes, liebes Kind, und ich weiß nicht, wie wir ohne sie alles Schwere überwunden hätten, das schon über uns hereingebrochen ist. Wahrlich, sie hätte ein besseres Los verdient, als das Elternhaus ihr bieten kann."

Eine leise Röte flammte über Gabrielens Züge. „Sprich nicht so, lieber Vater", bat sie, indem sie sich rasch niederbeugte, um ihn zu küssen.

„Ich weiß, ich weiß, du bist mein mutiger, immer

zufriedener Kamerad“, sprach der Alte liebkosend und fuhr dann zu dem Gaste gewendet fort:

„Sie müssen nicht glauben, lieber Vetter, daß Gabi wie ein gewöhnliches Fräulein nur dem Haushalte und der Küche vorsteht; sie ist auch mein Berater, mein Schreiber, mein Rechnungsführer in einer Person. Freilich“, setzte er mit einer schmerzlichen Kopfbewegung hinzu, „kann der beste Verwalter nichts ausrichten, wenn ...“

„Du neigst immer zum Schwarzsehen“, fiel seine Frau ihm lebhaft ins Wort. „Ich finde, daß Gabi gar manches zustande gebracht hat und viel Erfreuliches erreicht hat.“

Der alte Herr fuhr fort, bekümmert mit dem Kopfe zu nicken. „Ach,“ murmelte er trübe, „Hinhalten, Beschönigen, immer wieder Hinhalten — so geht's nun schon seit Jahren. Aber Geduld,“ sprach er plötzlich, indem seine Augen seltsam ekstatisch zu leuchten begannen, „nur ein wenig Geduld noch, dann ist mein Werk gelungen, und wir werden uns aufheben und fortfliegen über die ganze mühselige Irmeldinger Sorgenwirtschaft. Nur ein Weilchen noch Vertrauen in den alten Papa, und der ganze trostlose Kram von geflickter Herrlichkeit ...“

„Lieber Mann, besinne dich doch“, rief die Gnädige heftig erschrocken. Gabriele aber war aufgesprungen und umfaßte mit beiden Armen den Kopf des Vaters.

„Beruhige dich, lieber Papa,“ sprach sie zärtlich, „wir haben volles Vertrauen zu dir.“ Des alten Herrn Gestalt war wieder zusammengesunken. Er blickte schüchtern

zu seiner Frau hinüber und stammelte einige unverständliche, verlegene Worte.

„Ich glaube, es wird Zeit sein, daß ich zur Werkstatt gehe", murmelte er dann, sich hinter seinem Stuhle der Tür zuwendend.

„Sprach er von einer Erfindung?" frug Rottberg flüsternd, erstaunt.

Gabriele verließ das Zimmer.

Frau von Irmeldingen zog ein Taschentuch hervor und betupfte damit ihre Augen. „Sie werden längst bemerkt haben, lieber Vetter, daß hier im Hause so manches anders ist, als es sein sollte. Wir haben in der letzten Zeit wirklich viel Schweres erlebt; Prozesse wurden verloren, Forderungen, die wir zu stellen hatten, verjährten, Mißernten traten ein. So geht es ja freilich vielen im Reiche, und die Standeswürde haben wir trotz allem noch immer hochzuhalten gewußt. Das schlimmste dabei aber ist, daß all die Verlegenheiten, welche wir erdulden mußten — es ist schrecklich, dies zu sagen — meinem armen, guten Manne ein wenig den Verstand getrübt haben. Entmutigt, kann und mag er sich nicht mehr um sein Gut bekümmern, dagegen verbringt er seine Tage in einem abgelegenen Schuppen und arbeitet dort — es ist zum Lachen und bleibt doch bitterer Ernst — an dem Bau einer ... einer Flugmaschine. Er bildet sich ein, daß diese Erfindung uns zu Wohlstand und Reichtum verhelfen werde, schreibt heimlich an Ingenieure, fordert sie zur Besichtigung seines Werkes auf und beginnt somit uns alle zum Ge-

spött zu machen. Dabei bricht uns das Herz, wenn wir sehen, wie felsenfest mein guter Mann an den Erfolg seines Werkes glaubt, wie schmerzlich es ihn trifft, wenn man diesen Erfolg in Zweifel zu ziehen und über seine Zukunftsträume zu lächeln wagt. Ich selber vermag nicht, mich um die Verwaltung des Gutes zu kümmern, ich verstehe nun einmal nichts vom Rechenwesen, bin auch, wie Sie wissen, für eine andere Existenz erzogen, als ich sie jetzt meiner armen Tochter verschaffen kann. Würden Sie aber glauben, daß Gabriele es ist, deren Hände allein die ganze Irmeldinger Herrschaft noch zusammenhalten? Freilich ist auch das arme Kind, wie ich fürchte, auf die Dauer nicht imstande, den vielen Schwierigkeiten zu begegnen, welche Sorglosigkeit und Gutmütigkeit meines armen Mannes seit Jahren vorbereitet haben. Doch sprechen wir von etwas Froherem, lieber Vetter, und verzeihen Sie die Wendung, welche das Gespräch ohne meine Absicht nehmen mußte; derlei kleine Leiden sind nicht für das Verständnis eines Majoratsherrn von Tollenstein geschaffen."

Rottberg verneigte sich und murmelte einige Worte von alter Freundschaft, sowie verwandtschaftlicher Teilnahme. Er überlegte, ob er jetzt gleich sich ein Herz fassen und sagen solle: Geben Sie mir Gabrielens Hand, dann will ich Ihren Sorgen ein glänzendes Ende bereiten — aber es schien ihm unzart, verfrüht, jetzt schon mit der großen Absicht vorzubrechen, welche sein Inneres beherrschte. Als er sich dennoch entschlossen hatte, war der rechte Augenblick versäumt, die Gelegenheit un-

benützt verstrichen. Die Post brachte einen Brief für Frau von Irmeldingen, den sie sofort beantworten mußte; so sah sich Rottberg genötigt, die Worte, die ihm schon auf den Lippen gelegen hatten, zurückzudrängen.

Er ging durch das Haus und wanderte dann die feuchten Kieswege entlang, hoffend, er werde bei den blauen Krokusblüten oder noch ferner in der regenstarrenden Gartentiefe Gabriele finden.

Er kehrte nach vergeblichem Suchen langsam zurück. In der Allee, welche zum Schlosse führte, begegnete er einem Tollensteiner Fuhrwerk, auf welchem ein Hirsch lag, den er zu schießen befohlen hatte, um seiner Gastgeberin eine ritterliche Aufmerksamkeit zu erweisen. Er ahnte nicht, daß eine solche Aufmerksamkeit den Irmelдinger Küchenverhältnissen in hohem Maße zustatten kommen würde. Während er an den Kutscher einige Fragen stellte, kam Norbert von seiner Terrainaufnahme zurück, übergab sein Reittier der Ordonnanz und wechselte mit Rottberg einige Worte hinsichtlich der herrlich zusammengepaßten Vollblutpferde, welche den Tollensteinischen Jagdwagen zogen. Die Männer kamen über einige kühle Phrasen nicht hinweg, es streckte sich eine unübersteigliche Schranke zwischen ihnen. War es lediglich Zufall, daß Gabrielens Kopf flüchtig an einem Fenster erschien, als sie schweigend die Schloßtreppe hinaufschritten? Rottberg fühlte blitzartig, instinktmäßig, daß dieser stumme Gruß nicht ihm gegolten; er warf bei der kurzen Verbeugung, mit der sich Norbert von ihm

verabschiedete, den Kopf noch schärfer und hochmütiger auf. Hat dieser, so dachte er bei sich, Gabrielens Gunst schon einzunehmen, hat er wirklich schon Fortschritte zu machen verstanden, so muß er eben aus seiner Stellung hinausgewiesen werden. Solchen Gedanken nachhängend, beendete der Freiherr seinen Anzug zur Mittagstafel; die Irmeldinger Verwandtschaft zu ehren, eigentlich aber um das Übergewicht auszugleichen, welches die Uniform der Erscheinung Norberts verlieh, griff er zu seinen Orden. Er sah mit Vergnügen, wie die Komturkreuze und der blitzende St. Georgistern gut standen zu seinem etwas bleichen, müden Gesichte.

Die Tafel war ungewöhnlich festlich bestellt. Ein aufmerksames Auge hätte leicht bemerken können, mit welch rührendem Scharfsinn die ordnende Hand der Hausfrau bemüht gewesen war, zahlreiche kleine Mängel zu verdecken und unauffällig zu machen. Hier war einer Vase mit künstlichen Blumen ein so befremdlicher Platz angewiesen, daß man nur vermuten konnte, sie verdecke eine rissige Stelle des Tafeltuches, da fehlten die geschliffenen Gläser vor den Tellern der Damen, weil diese, wie Frau von Irmeldingen gewandt vorauszuschicken wußte, keinen Wein tranken. Dort erschien die Suppenschüssel, vermutlich weil ihr Äußeres sich nicht mehr als fehlerfrei erwies, mit einer Serviette sorgsam umwickelt. Rottberg schenkte diesen kleinen Künsten keinerlei Beachtung, ebensowenig bemerkte er, daß der erste Gang aus Erzeugnissen einer Konservenfabrik zu bestehen schien. Er zuckte nur einmal in der Zerstreutheit überrascht zu-

sammen, als er von dem vermeintlichen Bordeaux, welcher sein Glas füllte, einen Schluck genommen.

„Heidelbeerwein, vortrefflicher Heidelbeerwein," sagte der alte Herr in begütigendem Tone, „meine Tochter bereitet ihn eigenhändig."

Frau von Irmeldingen wurde feuerrot, Rottberg beeilte sich, um eine erneute Füllung seines Glases zu bitten. Der alte Diener lief, einen einst kanariengelben Frack mit silbernen Tressen und Passementen über den gewölbten Schultern, mit schlotternden Knien, die Schüsseln bedrohlich in den Zitterhänden tragend, um den Tisch.

Einen Hauptbestandteil des Essens bildete der erschossene Hahn, welcher durch Zähigkeit sich die Genugtuung einer posthumen Rache gönnen zu wollen schien. Endlich kam ein Zitronenpudding, der eine außergewöhnliche kulinarische Leistung darstellen mußte, denn seinem Erscheinen wurde, selbst von seiten des alten Herrn, mit Spannung entgegengesehen, und es war aus den mit Frau Irmeldingen gewechselten Blicken nicht schwer zu entnehmen, daß Gabriele die Verfertigerin des Kunstwerkes gewesen war. Die Unterhaltung wurde wiederum hauptsächlich von seiten der Hausfrau im Flusse gehalten, Rottbergs Gesicht trug etliche Falten künstlichen Frohsinns. Sein pulsierender Argwohn lebte auf in der Luft, die Norbert und Gabrielen gemeinsam umfloß, glimmte neu bei jedem Blicke, jedem Worte, welches die beiden wechselten, zog Wachstum und Bestand aus tausend kleinen Nichtigkeiten, denen sein erregtes Blut

Deutung unterzulegen suchte. Er fühlte mit geschärftem Instinkt, daß Gabrielens Lächeln, Denken, ihr Sinnen nicht ihm galten, und dieses Bewußtsein ließ ihn die ersten Bisse nie gekannter Eifersucht bitter empfinden. Er beschloß, daß gleich am heutigen Abende ein Schritt vorwärts getan, ein starker Fingerzeig gegeben werden müsse, und die Gelegenheit dazu fand sich bald. Es kam die Rede auf einen Mann, welcher unerschrocken die Frau seiner Wahl geheiratet hatte, obwohl dieser Schritt ihm die Ungnade des Regenten zugezogen. Nun schalt ihn die Welt einen Toren und mied ihn augenfällig. Rottberg legte mit einer jähen Bewegung Messer und Gabel nieder. „Dem Manne möchte ich von Herzen die Hand drücken", sprach er ernst, mit ungewöhnlich fester Stimme. „Ich stelle mich bedingungslos auf seine Seite, denn auch ich würde niemals ein anderes als ein vermögensloses Mädchen zu meiner Frau machen."

Der Eindruck, den diese Worte hervorriefen, war ein völlig verschiedenartiger. Während über Norberts offene Züge eine rasche Blässe flog, glaubte Gabriele, Rottberg habe jene Worte in Beziehung auf den Vorgang am Frühstückstische gesprochen und wollte mit ihnen in verbindlicher, ritterlicher Weise ausdrücken, daß unverschuldete Dürftigkeit in seinen Augen nicht als Makel gelte. Sie schenkte ihm daher einen dankbaren langen Blick, dessen Wärme berauschende Hoffnung durch sein Herz strömen ließ. Als ob ihm dieser Blick neues Leben verliehen habe, führte er von jetzt ab die Unterhaltung mit fesselnder, wahrhaft liebenswürdiger Lebhaftigkeit.

Frau von Irmeldingen war plötzlich auffallend stumm geworden und saß den Abend über wortlos, in Sinnen vertieft, als vermöge sie den vollen Umfang eines großen Gedankens, der in ihr aufzudämmern begann, fürs erste weder zu fassen noch zu bewältigen.

Der neue Tag, so sagte sich Rottberg, muß die Fortsetzung des Kampfes bedeuten und die Entscheidung raschen Schrittes herbeiführen. Jede gewonnene Stunde konnte Norberts Einfluß vermehren, seine Rechte, falls er deren bereits besitzen sollte, festigen, dagegen ihm selber den Vorwurf zuziehen, in ein bereits bestehendes Verhältnis eingegriffen zu haben. Diese Erwägung wurde durch den Umstand verschärft, daß im Frühstückszimmer der Vetter und Frau von Irmeldingen allein anwesend waren, letztere erschien angegriffen, wie von einer schlaflos zugebrachten Nacht. Das Frühstück nahm seinen Verlauf; draußen bog ein starker Wind die regennassen Bäume des Parkes.

„Wo ist Fräulein Gabriele?" frug Rottberg in einem Tone, der rauh und gezwungen klang.

„Norbert wollte die Felder des nächsten Gutes vermessen," erwiderte Frau von Irmeldingen beklommen, „und Gabriele hat ihm durch den Garten Geleit gegeben."

Rottberg erblaßte. „Leutnant Norbert scheint seine topographischen Obliegenheiten sehr gewissenhaft zu erfüllen, gnädige Frau", sprach er darauf. „Finden Sie jedoch nicht, daß Ga ... daß die Teilnahme Ihrer Fräulein Tochter an jener Beschäftigung ganz eigenartige,

seltsame Vorstellungen erwecken muß?" Er hatte sich bemüht, gleichgültig zu scheinen, allein sein Atem ging schwer, und seine Züge trugen den Ausdruck bittrer Seelenqual. Der Baron verfiel in ein erstauntes Hüsteln; Frau von Irmeldingen sprang auf, eilte ans Fenster und verweilte dort einen Augenblick, das Taschentuch an die Lippen pressend; dann wendete sie sich, eine fliegende Röte auf den Zügen, zu den Anwesenden zurück.

„Ich bitte dich, lieber Mann," sagte sie sehr eindringlichen Tones, „geh auf eine Stunde zu deiner ... Flugmaschine, Vetter Rottberg wird dich entschuldigen." Der alte Herr beeilte sich, der Aufforderung nachzukommen, wobei sein Gesicht freudig aufleuchtete, da er glaubte, man begönne Interesse für seine Erfindung zu hegen. Als er gegangen war, trat Frau von Irmeldingen auf Rottberg zu und bot ihm überwallend beide Hände dar. „So lieben Sie Gabriele ... ist es wirklich Ihr Ernst?"

Sie sprachen lange und eindringlich miteinander; als die Unterredung beendet war, küßte Rottberg Frau von Irmeldingen zweimal auf die Stirne, dann empfing er den Tollensteiner Güterdirektor, den er mittels Eilboten hatte herrufen lassen, und vertiefte sich mit dem Geschäftsmanne in eine scharfe, nüchterne Unterhaltung. Nachdem der Beamte sich zurückgezogen, tat er einen Blick auf die Uhr und ging langsam dem Irrgarten zu, hinter welchem die Taxushecken ihre verstümmelten Figuren dunkel, von Tropfen übersprüht, emporreckten. Lange schritt er dort in Qualen der Erwartung auf und nieder, erhoffend, daß jede Minute ihm über den Kies-

weg den wohlbekannten leichten Schritt, das Rauschen von Gabrielens Kleidersaum entgegenbringen werde. Nach einer Stunde kam Frau von Irmeldingen allein; ihre Züge waren erregt und gerötet, trugen jedoch eine überfrohe, etwas gewaltsame Zuversicht zur Schau.

„Fassen Sie Mut, lieber Freund," sprach sie mit erzwungener Fröhlichkeit, „es wird alles zum guten Ende kommen. Sie müssen Gabriele entschuldigen, sie ist eine sinnige, schüchterne Natur, und die plötzliche, ungeahnte Eröffnung traf sie völlig unvorbereitet. — Sie muß erst ihre Gedanken zu sammeln suchen, sich in die Ehre Ihres Antrages zu finden wissen; auch wollen junge Mädchen gewöhnlich erst, auf ihr Glück hingewiesen, dem Manne, der sie erwählte, entgegengelenkt werden. Freilich, lieber Rottberg, unter uns gesagt, ist die Neigung zu Norbert weiter gediehen, als ich es ahnen konnte, und wenn Sie nur kurze Zeit später gekommen wären, so müßte ich Befürchtungen hegen, ernste Befürchtungen. Doch gottlob, noch wird es Zeit sein, Zeit zu Ihrer beider Glück."

Sie schritten erregt dem Schlosse entgegen, dort verabschiedete sich Rottberg. Er wollte im Freien bleiben, um seine Schläfe, in denen es pochte und hämmerte, von der Regenluft umwehen zu lassen. Den ersten Schritt hatte er getan und Frau von Irmeldingens Beistand war gesichert, doch sah er ein, daß der schwerste, entscheidendste Kampf noch bevorstehe. Daß es ein Kampf sein würde, kein müheloses, seliges Pflücken, erfüllte ihn mit Schmerz, doch zugleich mit standhaftem, düsterem Trotze. Kein

Glück ohne Gewalt, dachte er bei sich, kein Besitz ohne Kampf. Gabriele kann zu Norbert unmöglich eine tief unzerstörbare Neigung gefaßt haben; wenn sie sieht, wie unerschütterlich, wie allvergessend ich sie liebe, wird sie mich achten müssen, und Achtung ist der erste Schritt zur Liebe. Später werde ich tausendfach den Kummer vergelten, den ich ihr jetzt — wie Frau von Irmeldingen ohne Übertreibung sagt — zu ihrem eigenen Besten, ihrem eigenen Glücke bereiten muß.

In diesen Gedanken hatte er das Schloß umgangen und war an ein zerfallenes Glashaus geraten, hinter welchem sich eine Bretterwand erhob. An dieser hing, zum Zerwirken bereit, der Hirsch aus Tollensteiner Revier. Zerstreut betrachtete der Baron das Wild, er war Jäger genug, um die Stelle zu suchen, an welcher den Hirsch die Todeskugel gepackt hatte. Abgezirkelt, auf dem Blatte saßen zwei Schußwunden. Der Schütze hatte, sei es um das Wild rascher zu fällen, sei es aus Gründen anderer Art, beide Läufe des Zwillings abgeschossen, und es saßen die Kugeln so dicht beisammen, daß sie ein Talerstück hätte decken können. Es mußte der Anderl sein, der dieses Meisterstück einer fast unheimlichen Fertigkeit geleistet hatte. Ja, unheimlich war auch die Empfindung gewesen, die der Jäger von Anfang an in Rottberg wachgerufen hatte; dennoch, als jetzt die Gestalt des Waldläufers vor seine Erinnerung trat und er sich entsann, wie verstört der weinende Mensch vor dem Förster und ihm gestanden, wollte es ihn fast wie Mitleid überkommen, daß er mit eigen-

mächtiger, stahlharter Hand in den Lebensgang des niederen Gesellen eingegriffen hatte. Eine große Frage stieg in ihm auf. Darf ein Starker, dem Kraft gegeben ward, Willen und Lebensziele schwächerer Menschen mit Herrscherfaust umstürzen? Darf er es tun, selbst wenn Wohlwollen, Edelsinn allein ihn dazu leiteten? Bliebe solche Tat nicht Vergewaltigung, Verbrechen wider das Recht des einzelnen? Freilich, das Los jenes Jägers hatte Rottberg nach bestem Wollen bestimmt; zum eigenen Besten des ungefügen Gesellen hatte er dem den Nacken brechen, ihn in das Ehejoch fügen lassen. In einem anderen Falle jedoch, der jetzt sein Denken und Sinnen erfüllte — war es da etwa auch Selbstlosigkeit, die ihn dazu trieb, in Gabrielens Leben einzugreifen, sie wie ein wehrloses Kind in die Arme schließen und widerstrebend einem Lebensglücke entgegentragen zu wollen, einer Seligkeit, die er in Gemeinschaft mit ihr brausend, unermeßlich wähnte? Dann schoß ihm wieder das eigenartige Trostwort in den Sinn, das er damals fast hohnvoll dem weinenden gebrochenen Gesellen ins Gesicht geschleudert hatte: „Glück braucht nicht ein jeder auf dieser Welt!" Damit sollte sich der arme Waldläufer zufrieden geben. War er selbst jedoch, der Reichsfreiherr und Gebieter von Tollenstein, gesonnen, mit dem gleichen Trost vorlieb zu nehmen? Drängte es nicht mit aller Gewalt, und unbekümmert darum, ob zuvor fremde junge Saat, fremdes Liebesgut niedergetreten würde, ihn selbst dem entsagungslosen, pochenden, berauschenden Erdenglücke in die

Arme? Es überkam ihn schmerzendes Bewußtsein lastender, großer Schuld und unabwendbarer Vergeltung. Welcher Art würde diese Sühne sein? Er kannte zurzeit nur ein Schrecknis, eine Befürchtung — den Nichtbesitz Gabrielens. Kein Besitz ohne Kampf, rief die wogende Stimme der Leidenschaft, jedes andere Empfinden und Denken weglöschend, übertäubend. „Ein Mann bin ich, der entschlossen ist zu besitzen," sprach er laut, „und im Wahnsinne nur konnte mir der Gedanke kommen, meine Lebenslose an jenen des armseligen Jägerknechtes abmessen zu wollen."

Er schritt weiter, dem Schlosse entgegen, das mit lichtlosen Fenstern verregnet in der frühen Dämmerung lag. Auch der Abend war ein finsterer. Gabriele erschien nicht zur Tafel, und die Unterhaltung bewegte sich in gezwungenen Worten, die abgerissen und einförmig im Dunkel des großen Gemaches verhallten, wie in einem Grabgewölbe. Allen gereichte es zur Erleichterung, als der alte Herr zunächst schüchtern das verbotene Thema der Erfindungen zur Sprache brachte und, allmählich durch das Stillschweigen ermutigt, mit leuchtenden Augen die Grundrisse seiner Flugmaschine auseinanderzusetzen begann. Während ein Regenschauer an die Fenster prasselte, eröffnete Norbert plötzlich und in kurzen Worten, daß sein Dienst ihn nötige, am frühen Morgen nach der Garnison zurückzukehren. Er fügte seinen Dank für die genossene Gastfreundschaft sowie die gütige Aufnahme hinzu, welche er niemals vergessen werde, küßte Frau von Irmeldingen die Hand und ging,

indem er es über sich gewann, Rottberg mit leichter Verbeugung zu grüßen, aus dem Zimmer und vom Platze als ein Held.

Nun folgten für die Bewohner des Schlosses trübe Tage. Während draußen der Frühlingsregen an die Scheiben rauschte, lebten in den düstern, unwirtlichen Gemächern leidenschaftbewegte Menschen unter dem Drucke eines aufgezwungenen Verkehrs scheu und schweigsam nebeneinander. Der alte Herr teilte das allgemeine Unbehagen, ohne dessen eigentlichen Grund zu erkennen, Gabriele ließ sich so selten als möglich blicken, und Frau von Irmeldingen verbrachte halbe Tage unter Bitten, Vorstellungen und Tränen im Zimmer ihrer Tochter. In langen Jahren der Entbehrung und der seufzend ertragenen Dürftigkeit war es ihre einzige Hoffnung gewesen, daß einmal eine reiche Heirat Gabrielens den alten Stammsitz der Irmeldinger von Schulden befreien und herstellen, ihr selbst es vielleicht ermöglichen werde, noch einmal jene glänzenden Kreise wiedersehen zu dürfen, an denen ihre ganze Seele hing. Der schier unglaubliche Glücksfall war kein Traum geblieben, der verzauberte Prinz war gekommen, hatte unbeschadet der Armut ihrer aller Gabrielens Hand begehrt — und nun sollte der ganze, stolze Zukunftsbau wie ein Kartenhaus umgeblasen werden durch eine törichte Jugendliebe, eine Mädchenlaune! Sie beschuldigte Gabriele der Undankbarkeit und wagte nicht, Rottberg zu gestehen, wie tiefe Wurzeln jene Neigung in ihrer Tochter Herz geschlagen habe,

weil sie fürchtete, daß Rottberg entmutigt von seiner Werbung abstehen würde. Dann aber wäre der unerhörte, kaum gehoffte Wechsel in ihrer aller Verhältnissen wie eine Luftspiegelung zerronnen. Das durfte nicht sein. Gabriele war ihnen allen das Opfer einer unangemessenen Herzensneigung schuldig; sie durfte nicht ein Glück von sich stoßen, das sicherlich einer Irmelsingen zum zweiten Male nicht geboten werden würde.

Rottberg ging inzwischen, von allen Qualen der Leidenschaft und allen Regungen starren Trotzes gefoltert, ruhelos umher. Sein Hoffen war, daß Gabriele sich durch stumme, duldende Standhaftigkeit besiegen lassen würde; dennoch empfand er bitter das Unwürdige seines Gebarens und mußte sich sagen, daß Norberts Rolle, trotzdem dieser das Feld hatte räumen müssen, die bessere, ehrenhaftere gewesen sei. Zuweilen betrachtete er seine bleichen, ermüdeten Züge im Spiegel und sagte sich, daß diesem vornehmen Gesichte eigentlich der Faustschlag eines ehrlichen Mannes gezieme.

Eines Tages bäumte sich in ihm der zermarterte Stolz mit voller Macht auf, und er beschloß, die verlorene Selbstachtung zurückzugewinnen, selbst um den Preis der Entsagung, der Selbstvernichtung. Eine heimliche, letzte Hoffnung lehrte ihn, daß vielleicht die glückverneinende, selbstlose Tat erreichen würde, was weder Beharrlichkeit noch Trotz erzwungen hatten. Als er nach beendetem Frühstücke bei den Damen saß und schweigend zuschaute, wie Gabriele mit verweintem Gesichte und müder Bewegung an einem schimmernden, weißen Gewebe

formte, bat er plötzlich entschlossenen Tones Frau von Irmeldingen um eine Unterredung. Gabriele erhob sich sofort und verließ das Zimmer. Sie bebte bei dem Gedanken, daß jene Unterredung einen erneuten Ansturm seitens ihrer Mutter nach sich ziehen werde. Noch konnte sie sehen, daß ein tiefer, schmerzerfüllter Blick Rottbergs ihr folgte. Als sie gegangen war, wandte sich der Baron zu Frau von Irmeldingen, deren Herz so stark zu schlagen begann, daß sie sich einer Ohnmacht nahe fühlte. Sie hatte nur einen einzigen Gedanken ... es ist vorbei jetzt mit allem erträumten Glücke, alles stürzt zusammen, und wir sinken von neuem hinab in die alte buntscheckige Dürftigkeit, diesmal ohne Aussicht auf Rettung, und für immer.

„Ich will kurz sein, gnädige Cousine", sprach Rottberg kühl und gefaßt. „Als mich eine süße, unzerstörbare Erinnerung in Ihr Haus zurückgeführt hatte, gab ich mich der Hoffnung hin, daß Herz und Hand Ihrer Tochter, welcher jenes Erinnern galt, noch frei sein würden. Wie gewaltsam und peinvoll die letzten Tage meine Hoffnung zerstört haben, wissen Sie so genau, als ich selbst. Ich liebe Fräulein Gabriele mit tiefer, leidenschaftlicher Gewalt, aber es verträgt sich nicht länger mit meiner Selbstachtung, die Rolle eines geduldeten und sich gewaltsam aufdrängenden Freiers durchzuführen. Ein rechter Mann hat freilich nur eine Liebe, aber auch nur eine Ehre. Ich spreche meinen tiefen Dank für die erwiesene Gastfreundschaft aus und füge gleichzeitig hinzu, daß ich morgen Ihr Haus verlasse. Vorher

aber", sprach er hastig, als er sah, daß Frau Irmeldingen erbleichte, „bitte ich noch um Gehör in einer durchaus geschäftlichen Angelegenheit. Da bisher zu meiner Schmach und meinem Nachteile ich mich wenig genug um die Verhältnisse Tollensteins und diejenigen seiner nachbarlichen Besitzungen bekümmert habe, erfuhr ich erst vor einigen Tagen durch meinen Domänenverwalter, daß Ihrer Besitzung Schweres droht, Schwereres, als Sie es zur Stunde vielleicht ahnen. Sie haben jahrelang die fast unlösbare Aufgabe zu bewältigen gesucht, den Untergang eines verschuldeten Gutes nach Kräften aufzuhalten; ich durfte es selbst erraten und auch mit ansehen, wie ritterlich Sie gegen Ereignisse angekämpft haben, welche eigentlich von Anbeginn an völlig unabwendbarer Natur waren. Die Art, wie Sie alle, namentlich" — hier wurde seine Stimme wankend und rauh — „Fräulein Gabriele, diesen Kampf geführt haben, nötigt mir tiefe Ehrfurcht ab. Doch genug davon. In kurzem läßt die Bankfirma, welcher Ihr Wald verpfändet wurde, diesen über Ihren Kopf hinweg versteigern. Es bleiben Ihnen, da Irmeldingen ein Waldgut ist, nur die wenigen Felder, welche unmittelbar zum Schlosse gehören, und auch diese hofft das Bankhaus, auf Ihre kritische Lage spekulierend, um ein Billiges an sich bringen zu können. Die Firma handelt nach Geschäftsprinzipien, welche zwar gangbar sind, in ihrer Niedrigkeit jedoch den traurigen Grundsätzen der Gegenwart voll entsprechen. Freilich rechnen die Ritter von der Börse mit Rechtlichkeitsgefühl und christlichem

Sinne wie mit einem überwundenen Standpunkte. Gottlob habe ich als Ihr nächster Nachbar Veranlassung nehmen dürfen, auch meinerseits ein Wörtlein dareinzureden. Ich mag es nicht ansehen, daß ein Gut, welches jahrhundertelang im Besitze Ihrer Familie war, von Börsenjobbern ausgeschlachtet wird; zu diesem Wunsche berechtigt mich der altväterische, leider zu selten befolgte Brauch, daß gute Edelleute füreinander einstehen, wenn es gilt, den alten Namen hochzuhalten. Außerdem will ich nicht haben, daß in einem Walde, der an Tollensteiner Gebiet grenzt, Finanzbarone auf die Jagd gehen. Aus diesem Grunde habe ich" — er zog ein mit vielen Stempeln versehenes Dokument aus der Tasche — „die auf Irmeldingen bestehende Schuldforderung an mich gebracht; dieses Papier umfaßt die darüber gesetzlich aufgestellte Urkunde. Nur noch eins: Gott ist mein Zeuge, daß ich gehofft hatte, aus Ihrem Hause würde mir ein Lebensglück hervorgehen, so reich, wie kaum zuvor eines Mannes Herz es besessen. Ich kam zu spät und sah dieses Glück vor mir versinken. Ich mag nicht verhehlen, daß ich tief gebrochen von hier scheide, bezweifle auch, daß ich das Verschmerzen und Vergessen jemals erlernen werde. Dennoch gehe ich reicher von hier, als ich gekommen bin; denn ich nehme mit mir eine adelnde, große und letzte Liebe. Das Gedenken an Gabriele wird meinem Leben ernste Weihe geben, meiner Arbeit hohe Ziele stellen, und weil ich Ihnen allen dankbar sein will, wohlverstanden dankbar ohne Nebenabsichten, ohne Vorbehalt, tue ich dies" — er zer-

riß rasch die Urkunde in vier Stücke — „und darf Sie nun, gnädige Frau, beglückwünschen zu einem neuen, schuldenfreien Irmeldingen."

Ein schluchzender Laut war es nur, den die Überraschte fand, und sie starrte Rottberg an, als sei in ihm die lichtumblendete Gestalt eines Erlösers erschienen. Aus ihren weit offenen Augen rannen Tränen, mit zitternden Lippen, die kein Wort zu bilden vermochte, stürzte sie aus der Türe, Rottberg eine befehlende, fast herrische Handbewegung zuschleudernd. Er war sitzengeblieben und hatte den Kopf in die Hand gestützt, wie einer, der den letzten Schritt getan und mit dem Dasein abgeschlossen hat. Die Minuten rannen. Draußen rauschten die laublosen Bäume im Frühlingswinde, und eine Goldamsel sang emsig, ohne auszuruhen, ihre süße Strophe. Die Tür ging auf, und Gabriele trat in das Gemach. Sie war sehr bleich, doch in ihren großen, dunkeln Augen leuchtete ein seltsamer Glanz. Sie tat einen Schritt auf Rottberg zu, dem das Blut pochend und stürmisch zum Herzen schoß. „Ist es wahr," sprach sie mit bebendem Munde, „daß Sie uns ... daß Sie meinen Eltern Irmeldingen wiedergegeben haben? Ist es wahr, daß Sie es ohne Bedingungen taten, ohne Vorbehalt?"

„Ja," sprach er rauh und tonlos; „ohne Vorbehalt."

Sie reichte ihm die zitternde Hand entgegen. „So will ich Ihre Frau werden", sprach sie mit versagender Kraft und wankender Stimme.

Er fand einen Aufschrei, in welchem alles hervor-

brach, was an Verzweiflung, Erwartung und Jubel sein Herz durchschüttert hatte. „Gabriele,“ rief er leidenschaftlich, „wirst du mich lieben können?“

„Ich will eine dankbare, treue Frau sein“, sprach sie leise, während ihre Lippen zu zucken begannen wie vor dem Aufsteigen eines unendlich herben, großen Leides.

Er hatte die Arme um sie geschlungen und seinen Mund an ihr duftendes Haar gepreßt. Draußen stieß der Aprilwind durch die Bäume; ein warmer Regenschauer verstob über dem murrenden Parke und den Taxushecken weit drüben. —

Wenige Tage später begab sich Rottberg nach dem Auslande als ein verjüngter, neugeborener Mann, voller Tatenlust und Freude in die Zukunft blickend. Einmal noch vor seiner Abreise wollte sich ein leiser Schatten über sein Glück legen, allein er verschwand kaum geboren, und ein erwachter, leiser Klang von Reue wurde übertönt von den pochenden Schlägen eines zukunftssicheren Herzens. Rottberg war Gabrielen in den Garten gefolgt, wo er sie auf einem von ihr bevorzugten Platze zu finden hoffte. Es war eine kleine Laube, die im Sommer lauschig und verborgen genug sein mußte; jetzt aber leuchtete ihr kreuzgefügtes, weißschimmerndes Gatterwerk noch weithin durch die knospentreibenden, kaum dem Winterschlaf entronnenen Büsche. Die Laube war leer, doch auf der rohgezimmerten Gartenbank stand vergessen eine schmale Schachtel mit frühgetriebenen, mattschimmernden Rosen, wie die Riviera sie dem Norden sendet. Daneben lag ein kleines Gebet-

buch. Nicht Neugierde war es, welche Rottberg antrieb, dessen Blätter zu wenden; es war das fromme Verlangen, einen Gegenstand zu berühren, der dem jungen Mädchen seit langen Jahren angehört hatte, und welchem ein Duft, ein Zauber ihrer eigenen Person innewohnen mochte. Die abgegriffenen Seiten verbargen ein Briefblatt; Gabrielens Hand hatte es mit flüchtigen Zügen überschrieben. Einzelne Striche, welche die Zeilen durchschossen, verrieten, daß ihr eine Herzensstimmung zum Gedicht geworden war. Die Verse lauteten:

O gib mir nicht die volle Rose,
Die man nur Glückerkornen reicht;
Mir ziemt die kühle Herbstzeitlose,
Die auf dem Grab des Sommers bleicht.

Sie spricht von tiefem Heimverlangen
Und kündet, daß auf immerdar
Ein Glück an uns vorbeigegangen,
Das unbeschreiblich selig war.

In Rottbergs Augen verlöschte der Glanz stolzen Glückes, den sie seit seiner erfolgreichen Werbung zu tragen pflegten, bald aber warf er in wiederkehrendem Siegesbewußtsein den Kopf zurück. Etwas romantisch angelegt — dachte er mit leisem Lächeln; armes Kind, sie hat mehr gelitten, als ich es dachte. Nun, bald wird sie einsehen, daß ich ihrem weichen, empfindsamen Herzen einen kurzen Kummer, ein kurzes Weh nicht zu ersparen vermochte; aber gottlob kenne ich die Frauen genugsam, um mich beruhigt zu wissen. Wenn sie ein=

mal Gesandtin in Rom oder im Haag ist, wird sie es mir danken, daß ich festgeblieben bin und daß ich sie zu bewahren gewußt habe vor der Irrfahrt und dem Abenteuer einer Leutnantsliebe.

Zwei Monate später fand auf Irmeldingen die Hochzeit statt. Das alte Haus sollte in der kurzen Zeit vorteilhafte Veränderungen erfahren; prächtige Möbel und schwere Teppiche füllten die großen, früher so unwohnlichen Zimmer. Eine gut geschulte Dienerschaft waltete darinnen, und in den vor kurzem noch öden Ställen scharrten stattliche Pferde. Zur Hochzeit selbst war nur die nächste Verwandtschaft der beiden Häuser versammelt worden; einige hochgestellte Personen aus Diplomatenkreisen, ein Generaladjutant als Vertreter des Regenten vervollständigten die nicht sehr zahlreiche Versammlung. Rottberg hatte dafür Sorge getragen, daß eine übergroße Prunkentfaltung, zu welcher Frau von Irmeldingen nicht übel Lust zu haben schien, tunlichst eingeschränkt, und daß jeder außergewöhnliche Glanz vermieden wurde. Eine besondere Anordnung nur, welche der Bräutigam persönlich getroffen, verlieh dem Feste ein völlig eigenartiges Gepräge und wurde von den Gästen vielfach bemerkt; es war der Aufwand einer unerschöpflichen Fülle herrlichster und seltenster Rosen. Sie schlangen sich um den Altar der Dorfkirche, um die Eingangspforte des Schlosses, spannten sich als Gewinde über die Gänge, leuchteten von allen Schränken, aus allen Winkeln, dufteten aus allen Vasen, umfaßten die Tafel mit einem bunten, weichen Rahmen, ver-

glühten ihr Dasein auf dem Estriche und lachten sogar aus den Ecken des Reisewagens hervor, welcher Rottberg und seine junge Frau durch den Sommerabend in die Weite trug. Er hatte keinem vertraut, an welchem Erdenflecke er sein heißumstrittenes Glück zu bergen gewillt war. Frau von Irmeldingen geriet in großes Erstaunen, als schließlich ein Lebenszeichen nicht von den durch Überlieferung geheiligten Ufern der helvetischen Seen, sondern gänzlich unvermutet aus den Marken eines fernen, nordischen Inselreiches eintraf.

Rottberg hatte Gabriele an die Ostsee geführt; sie waren durch stille, uralte Städte geschritten, deren letzter Rest von Leben an der Wasserseite pulsierte, wo Speicher und Lagerhäuser, auf Pfahlwerk erbaut, sich in das schlammige Brackwasser des Wattenmeeres drängten, wo an stillen Marktplätzen verschlafene Rathäuser vom Machtstande der Zünfte, von den Zeiten versunkener Hansaherrlichkeit zu träumen schienen. Sie hatten die leeren Straßen durchwandelt, zwischen Häuserreihen, aus deren Fenstern zuweilen Frauen ihnen verwundert nachgeblickt, Frauen von hohem Wuchse, die im hellblonden, schweren Haargeflecht massige Kämme von gelbem Bernstein trugen. Sie hatten die altväterischen Häuser bewundert, welche im Schmucke verschnörkelten Giebelwerkes wie ausgestorben daliegen, mit kostbarem Hausgerät aus der Patrizierzeit angefüllt bis zu den Böden. Nur ungern hatten sie jene schweigenden Städte verlassen, welche versunken liegen in Erinnerung alter Herrschertage, in deren Gassen nachdenksame, wortkarge

Menschen wandeln, und von deren Kirchtürmen im harten Seewinde der abgerissene Klang eines Glockenspiels über die kupfernen Dächer wirr und vertragen dahinfliegt. Sie waren endlich in nordische Fernen gefahren, über Meere, die still und weißlich liegen im bleichen, klaren Glanze der sengenden Hochsommersonne, weit hinüber zu andern, fremden, aus Holz erbauten Städten. Sie hatten düster bewaldete Ufer geschaut und mächtige, ins finsterschöne, jungfräuliche Land tief einbrechende Fjorde, an deren klarem, seeartigem Spiegel die weißen Kuppen unbekannter Schneeberge feierlich leuchten. Sie waren zurückgekehrt ins dänische Inselmeer, das mit blauem, schläfrigem Wellenschlage um Seelands grüne Küsten wandert, während lagunenartig ein flaches Eiland vor dem andern emporwächst, wo in seltsamer Luftspiegelung plötzlich ein Dorf mit braunen Dächern aus dem Wasser steigt und den verwehten Klang seiner dünnen Glocken zitternd über die sonnenflimmernde Wasserwüste sendet. Vom dänischen Belte aus dachte Rottberg heimzukehren, ehe der Spätsommer seine letzten leuchtenden, heißen Farbentöne dahingegeben hätte. Er wollte in der frischen, sonnigen Herbstzeit Gabriele nach Tollenstein führen. Die lange Reise hatte der jungen Frau wohlgetan, ihre Wangen waren vom kräftigen Inkarnate der Gesundheit überhaucht, sie war frohmütig, heiter, schöner als je. Noch einmal saßen die Scheidenden am flimmernden, schaumüberflogenen Strande, Gabriele blickte mit leuchtenden Augen über die wandernden, weißmähnigen Wellen.

Ihre Brust hob sich vor Daseinsfreude, sie trank in tiefen Atemzügen Seeluft und Sonnenschein, ihr blondes Haar hatte sich gelöst und flog im salzigen Winde wie ein Glorienschein um das feine, lebenstrahlende Antlitz. Wie ist sie schön und dein — ganz dein, dachte Rottberg. Wirklich dein? Der Gedanke schoß ihm jäh durchs Haupt, es war, als habe ein scharfer, blitzheller Ruf ihm die Worte aus Fernen zugetragen. Er blickte um sich; allein nur das Strandgras schliff seine glänzenden, harten Halme im Drucke der Bö, die seewärts zum Strande lief, und hoch über den glitzernden, verstiebenden Wellen taumelte scharfen Flügelschlages eine weiße, blendendgefiederte Möwe. Der glückliche Mann blickte plötzlich mit Starrheit in die Ferne, dann neigte er sich langsam zu Gabriele; seine Lippen setzten einige Male zu Worten an, aber es war, als erstürben sie stockend, mutlos vor einem großen Wagnisse. Dann sprach er, bewegt, während seine Blicke spähten und loderten:

„O gib mir nicht die volle Rose,
Die man nur Glückerkornen reicht —“

Ihr Auge verdunkelte sich jäh, es schien, als habe ein fliegender Wolkenschatten alle Freude, alle Sonne von ihren Zügen hinweggelöscht. Ihre Lippen wölbten sich herb, und sie zog das feine Tuch fester um ihre Gestalt, als käme mitten durch den Sonnenschein ein Frösteln gegangen, kalt wie der Tod. Von ihren Wimpern löste sich langsam niederrollend eine Träne, dann warf sie einen langen, letzten Blick auf das schattenverfinsterte Meer und wandte sich zum Gehen. Die unermeßliche

Spannung, welche auf Rottbergs Zügen gelegen, wich einem Ausdrucke auflodernder, jäher Qual. Die Täuschung war groß gewesen. Er hatte monatelang gehofft, hatte monatelang im Glauben gelebt, daß Gabriele überwunden habe; jetzt, am letzten Tage mußte er erkennen, daß der Sieg noch in weitem Felde stand. Sein Glück war nicht das vollkommene, nicht das ersehnte, denn er wollte, daß Gabriele ihm angehöre mit allem ihrem Empfinden und Denken, mit der tiefsten Tiefe ihrer Seele, und noch war sie nicht sein! Er biß die Zähne zusammen. Die Frist war zu kurz bemessen, die meine Ungeduld ihr gestellt — dachte er bei sich —, aber dennoch will ich sie gewinnen, will sie mein wissen, ehe ich die Heimat wieder betrete, ehe ich nach Tollenstein zurückkehre. Verlängern wir unsere Hochzeitsreise, laßt uns sehen, was der Süden mit seiner Blumenpracht, seinem Farbenzauber vermag. Er schlug eine Reise nach dem Gardasee vor. Als der Spätherbst vergangen war, kehrte er mit Gabrielen nach der Residenz zurück, ohne daß er es gewagt hätte, seine Frage zu wiederholen. Glanz und Pracht werden ihre Wirkung tun — rechnete er —, und von Hofluft umgeben, von Huldigungen überhäuft, wird Gabriele die volle Bedeutung ihrer gesellschaftlichen Stellung ermessen und täglich mehr erkennen lernen, welch glänzendes Los ihr durch meine Liebe bereitet ward.

Wenn Rottberg auf die Dankbarkeit Gabrielens gezählt hatte, so erlebte er keine Täuschung. Da die junge Frau erkannte, wie sehr eine jede ihr dargebrachte Hul-

digung den Gemahl erfreute, wie sehr er es liebte, sie umringt und bewundert zu finden, beschloß sie, alles zu tun, was in ihren Kräften stand, um Rottberg wenigstens die Genugtuung zu gönnen, daß die Trägerin seines Namens zu den Gefeierten, Vielumworbenen gezählt werde. Nicht daß die Erfüllung ihrer neuen, gesellschaftlichen Pflichten sie beglückt, ja selbst nur befriedigt hätte — sie war viel zu reich und zu richtig beanlagt, um in dem seichten Treiben der Gesellschaft, namentlich in dem Bereiche jener künstlichen Luft, welche bei Hofe geatmet wurde, sich am Platze fühlen zu können. Sie war eine fein empfindende, wahrheitsliebende Natur, daher widerstrebten ihr die täglichen Äußerungen von Selbstsucht und Neid, die vielen unsäglich kleinen Anfeindungen, Falschheiten und Ränke, die sich hinter lächelnden Stirnen, honigsüß klingenden Worten abspielten. Ihr Bewußtsein vom Werte des Menschen litt unter dem Knicksen, Beugen, Lispeln, dem Manövrieren und Augenverdrehen des Kreises, der die höchsten Herrschaften umgab. Es geschah, daß ihr schönes, vornehmes Gesicht für andere errötete, wenn sie einmal ein besonders augendienerisches Gebaren, ein besonders feiges Preisgeben persönlicher Grundsätze ansehen mußte. Künstler und Gelehrte, zu deren Gemeinschaft Gabriele sich hingezogen gefühlt hätte, wurden selten mit Einladungen beehrt; denn meistens fanden nur die uniformierten Menschen bei Hofe eine gern gesehene Daseinsberechtigung. Heiter, unter vollendeter Beobachtung der Formen ertrug Gabriele um ihres

Gemahles willen die vergoldete, aber erhebliche Langweile; hätte Rottberg seine Frau genugsam erkannt, um ihr die Wahl zwischen der Residenz oder winterlichem, stillem Landaufenthalt zu gestatten, so würde sie mit Freuden und ohne Besinnen sich für die verschneiten Tannen des Irmeldinger Parkes entschieden haben.

Was Rottberg selbst betraf, so belustigte das einförmige und doch aufreibende gesellige Leben ihn keineswegs; doch war es ihm Bedürfnis, seine Frau glänzen zu sehen, sich jenem Schwarm von Bewunderern beizugesellen, welche Gabriele in der Strahlenfurche ihrer Brokatschleppe durch sämtliche Ballsäle der Residenz mit sich zu ziehen pflegte. Außerdem bestand er, indem er mit heiterer Miene sich allen Anforderungen weitester Art unterzog, welche an seinen glänzenden, immer gastfreien Hausstand gestellt wurden, heimlich mit nagender Spannung und finsterer Beharrlichkeit auf seinen Plan, Gabriele durch fortgesetzte dargebotene Sinnenfreude um jenen Teil ihrer Seele zu bringen, welcher vielleicht doch noch nicht sein unbeschränktes Eigentum war. Er sorgte dafür, daß Gabriele eine methodische Vergessenheitskur gebrauche. Erst sollte sie die Saison bis zum Ende durchkosten; später erst, wenn sie anfinge der nämlichen Bewunderungen müde zu werden, wollte er sie in ein anderes Land, in eine andere, fremde Gesellschaft führen, wo die Kur fortgesetzt werden konnte. In diesem Sinne war es als Frucht seiner Bemühungen anzusehen, daß eine Beförderung, welche ihn auf einen

hohen, ausländischen Posten gestellt, ihm zugleich aber auch die Pflicht übertragen hätte, die Residenz zu verlassen, bisher hintertrieben worden war. Er hatte dadurch manche Interessen seiner Kollegen verletzt, hatte sich nicht wenig Feinde geschaffen und sogar an hoher Stelle Befremden erregt. Das galt ihm völlig gleich, da es sich um Pläne und Herzenswünsche handelte, welche sein innerstes Verhältnis zu Gabrielen betrafen. Oft dachte er mit ironievoller Bitterkeit, daß unter seinen Kollegen, so hochdiplomatisch sie insgesamt erschienen, wohl keiner weise genug sein möchte, um jemals zu begreifen, daß ihm, Rottberg, dem vielbeneideten Manne einer gefeierten Frau, die ganze Summe von Hoffähigkeit, Rangherrlichkeit, Karriere, gesellschaftlicher Bedeutung, welche jenen alles galt und für sie Daseinserfüllung und Leben umschloß, nichts bedeutete als Mittel zum Zweck und von ihm nur dazu benutzt wurde, um ein Gut zu gewinnen, das jeder arme Handwerker zu besitzen pflegt: das ganze ungeteilte Herz seines Weibes.

So nahte allgemach das Ende des Winters. Auf einem der letzten größern Hoffeste sah sich Rottberg durch eine amtliche Unterredung in den Spielzimmern festgehalten. Nach dem Ballsaale zurückkehrend, erschrak er plötzlich, als habe er an weißer Wand eine Erscheinung von Feuer gesehen. Vor Gabriele stand in ehrerbietiger Haltung, mit ernstem, vor Glück leuchtendem Gesichte Norbert. Seltsamerweise hatte Rottberg nie den Gedanken an eine Wiederbegegnung erwogen. Er wähnte den jungen Offizier gut und sicher aufgehoben bei seinem

Festungsregimente an der Landesgrenze. Den Sturm von Gedanken und Vermutungen, welchen dies plötzliche Erscheinen in ihm heraufbeschwor, unterdrückte er, denn leicht konnte er eingehend erfahren, welcher Anlaß, welcher Vorwand der Anwesenheit Norberts zugrunde lag. Der Kommandant der Residenz, ein alter, jovialer General, war zur Stelle, dort plauderte er emsig mit einigen Damen; ein kräftiges Lachen ließ die dicken Epauletten auf seinen Schultern beben. „Es freut mich sehr," erwiderte der General auf Rottbergs Frage, „daß gewissermaßen ich selbst Herr von Irmeldingens Kommen bewirkt habe. Ich wurde allerhöchsten Ortes ersucht, einen jungen, außergewöhnlich tüchtigen Offizier von alter Familie namhaft zu machen. Nach eingehender Prüfung wußte ich keinen bessern zu nennen, als Herrn von Irmeldingen. Gestern wurde er zu einmonatlicher Dienstleistung bei der Person des Erbprinzen befohlen und wird nach dieser Zeit ohne Zweifel dem hohen Herrn als Adjutant attachiert werden. Irmeldingens Tüchtigkeit verdient diese außergewöhnliche Beförderung; nebenbei freut es mich, daß ich einen Verwandten Ihres Hauses empfehlen konnte. Er ist ja, wie ich weiß, ein Namensvetter Ihrer verehrten Gemahlin. Ich muß doch gehen und bei ihr mein kleines Verdienst geltend machen; Dank von schönen Frauen nimmt man immer gern entgegen."

Damit eilte der lebhafte alte Herr auf Gabriele zu. Während er neben ihr Platz nahm und eifrig zu plaudern begann, richtete Rottberg einige unbefangene Worte an

den jungen Offizier, der diese mit einer ernsten Verbeugung entgegennahm. Während der Dauer des Festes überlegte der Freiherr, jeden Augenblick angeredet, mit finsteren Augen sich freundlich vor den Unterbrechenden verneigend, welchen Einfluß Norberts unvermutetes Kommen auf seine Pläne, auf den Seelenzustand Gabrielens ausüben würde. Eine innere, untrügliche Stimme sagte ihm, daß der Kampf um sein Glück, jener aufreibende Kampf, den er seit Jahresfrist mit jähem Starrsinn, mit unterdrückter Leidenschaft mühsam weitergeführt hatte, in eine neue Phase getreten sei. Sein Ahnungsvermögen sagte ihm, daß ein Konflikt bevorstehe, daß eine Entscheidung binnen kurzem mit Notwendigkeit eintreten müsse. Wenn er sein Ahnungsvermögen noch weiter anspannte, um die nächste Zukunft zu durchdringen, etwa wie man es am Abende vor einem Zweikampfe zu tun geneigt ist, so stieß er sich an etwas Beängstigendes, Dunkles, Unbestimmbares, das ihn jäh an die Möglichkeit frühen Todes gemahnte. Darüber zuckte er nun doch die Achseln. Du bist überreizt — dachte er — und das ist nach Monden seelischer Aufregung kein Wunder. Diese Aufregung ist es aber, die ein Ende haben muß, und willkommen jeder Augenblick, der die Erlösung aus allen meinen Zweifeln beschleunigen kann. Ich freue mich jetzt, daß Norbert gekommen, denn er selbst wird mir ein Werkzeug werden, Gabrielens Herz zu erforschen und die letzte Probe auf mein Lebensglück zu stellen.

In diesem Augenblicke nahten einige Damen, welche

sich in der Rolle begeisterter Kunstschwärmerinnen gefielen, namentlich solange es gelingen wollte, besagter Kunst den Vorwand zu neuen Unterhaltungsmitteln und gesellschaftlichen Veranstaltungen abzupressen. Die Damen meinten, man müsse der Saison, deren Glanz ein wenig zu sinken begönne, durch ein Kostümfest aufhelfen, welches, mit lebenden Bildern verbunden, am Ende der Festzeit zu veranstalten wäre. Rottberg ging hastig auf den Gedanken ein und bot seine eigenen Räumlichkeiten an, welche ihrer Größe und Lage halber dem gewünschten Zwecke besonders entsprachen. Sein Vorschlag wurde mit Jubel angenommen, und die erregten Damen, glücklich darüber, etwas Neues veranstaltet zu haben und neue Toiletten bestellen zu können, stoben nach allen Richtungen auseinander, ihre hübschen Köpfe angefüllt von wichtigen Fragen bevorstehender Komiteewahlen sowie Kostümproben mit oder ohne Musik. Rottberg blickte ihnen hohnvoll und doch befriedigt nach. Ihm war es von Wichtigkeit, daß Gabriele möglichst oft mit Norbert zusammengeführt würde; wenn dies in seinem eigenen Hause geschehen konnte, so war es in strategischer Hinsicht ein Vorzug mehr. Als das Fest zu Ende gegangen war und er, die Hilfe der Lakaien nicht duldend, Gabriele mit eigener Hand in ihre schweren Pelze hüllte, lag auf seinem Gesichte die völlige Ruhe eines glücklichen Ehemannes, der mit den Ballerfolgen seiner Gemahlin zufrieden ist. Während der Wagen im schärfsten Trabe durch die verschneiten, nächtlichen Straßen dahinrollte, faßte er

liebkosend Gabrielens heiße Hand und plauderte heiteren Tones über die Eindrücke des Abends sowie über die Vorbereitungen zu dem bevorstehenden Feste. „Es freut mich, daß Norbert gekommen ist," setzte er unbefangen hinzu, „und ich gönne ihm von Herzen, daß er dauernd nach der Residenz versetzt werden soll. Er ist unser Verwandter und als solcher muß er unser Haus als das seinige betrachten lernen."

Der Wagen raste dahin, und zuweilen nur flog das streifige Licht einer Gaslaterne blitzschnell durch die frostüberhauchten Scheiben. Rottberg konnte Gabrielens Züge nicht erkennen, doch fühlte er, wie bei seinen Worten ihren schlanken Leib ein jähes Beben durchzuckte, das in den Spitzen ihrer schmalen Finger, die er umklammert hielt, nachzitterte. War dieses Beben ein schmerzliches, war es Aufwallen einer sündhaften triumphierenden Freude? Wer konnte das deuten?

Ja, eine Deutung sehnte er herbei. Er fühlte, daß in ihr Leben oder Tod beschlossen lag. Viele Tage waren vergangen, und Norbert hatte der Form kühler Höflichkeit durch einen kurzen Besuch genügt. Dann fand die erste Probe des Kostümfestes statt, zu welcher er wiederum erschien. Ein Schauspiel-Regisseur bestimmte die Einteilung der Mitwirkenden, und ein Professor der Akademie begann die ersten Nummern der Bilder zu stellen. Norbert wechselte mit Gabriele kein Wort. Sie sah bleich aus und schien ihren Pflichten als Dame des Hauses mit Überwindung nachzukommen, während der junge Offizier im Hintergrunde stand und den Erklä-

rungen des Professors Gehör lieh. Das Ganze verlief steif und langweilig, doch versprach man sich Besseres von der zweiten Probe, die mit Orchesterbegleitung stattfinden sollte. Sie brachte großen Erfolg, einem dritten Abende wurden noch höhere Erwartungen entgegengetragen. Obwohl Rottbergs durch Argwohn geschärfte Beobachtung kein Merkmal des Einverständnisses zwischen dem jungen Offizier und Gabrielen entdeckt hatte, so fühlte er allzu deutlich an seiner eigenen Seelenangst, daß trotz der gemessensten, kühlsten Haltung zwischen den beiden geheime Beziehungen lebten und sich fortspannen. Unbemerkte, nur von ihm erfaßte Regungen, schwache Anzeichen, die selbst der scharfspähenden Welt verborgen geblieben wären, bestätigten es seinen überraschten Sinnen untrüglich. Ein unbestimmtes Gefühl leitete ihn am Tage der Probe in Gabrielens Zimmer. Sie war abwesend. Auf ihrem Schreibtische lag ein Kuvert, welches das schlichte Wappenkreuz der Irmeldingen führte und durch einen unsicheren Schnitt des Papiermessers hastig aufgesprengt schien. Rottbergs Augen flammten, als er das Briefblatt aus der Hülle zog. Nur wenige Worte bewegten sich wirr und taumelnd vor seinen Augen:

> Gnädigste Cousine! Dem gütigen, mich beglückenden Rufe wird zur bestimmten Zeit Folge leisten Ihr unaussprechlich dankbarer Norbert.

Er verließ langsam, mit bebenden Lippen, das Gemach. Noch ist sie unerfahren und läßt ihre Liebesbriefe offen herumliegen, dachte Rottberg. Bald wird sie vielleicht

geschickter werden, geübter im Ehebruch, setzte er hinzu, indem ein Schauer ihn anpackte. Es besteht also bereits ein Briefwechsel, und die Lücke in demselben ist leicht zu ergänzen. Sie hat ihm ein Stelldichein bewilligt, und da ihr kein fremder Ort zur Verfügung steht, ist es ein Stelldichein im eigenen Hause. Ort und Stunde dazu sind von selbst gegeben. Neben dem Bühnensaal liegt der Wintergarten. In diesem läßt sich freilich der erste Sättigungsschrei verborgener Liebe leicht ersticken, die Ehre eines vertrauensseligen Ehegatten mit Bequemlichkeit begraben. Vor seine Augen kam eine Vision von Gewalttat und blutigem Ende. Er fühlte, daß eine Entscheidung schwer und unvermeidlich in der Luft läge. Welcher Art das Ende sein würde, wußte er nicht. Ein Duell mit Norbert? Unsinn, greller Unsinn! In einem Zweikampf fällt der, dem das Recht zur Seite steht. Lieber wollte er den Schädiger seiner Ehre mit einem Fluche belastet Gottes strafender Hand überlassen. Und Gabriele? Ein Stöhnen entrang sich seiner Brust. Er hatte sie zu sehr geliebt ... sie sollte leben bleiben, sollte sich in demselben Reichtume weiter sonnen, durch dessen Macht er sie einst zu gewinnen, glücklich zu machen gehofft hatte. Seien wir wahr am Schlusse, sprach er mit pochenden Schläfen: Ich habe sie unverantwortlich schwer versucht, habe ihr Herz vergewaltigt, ihr Jawort ertrotzt, mit eiserner Faust ihr den Kaufbrief abgepreßt; nun bin ich freilich betrogen, aber es mußte so kommen. Nicht sie trifft die volle Schmach — ich bin ihr Mitschuldiger, darum soll sie

leben; alles, was ich besitze, verbleibe ihr. Ich aber kann nicht atmen ohne sie und kann auch nicht verächtlich, erbärmlich vor meinem eigenen Gewissen ein Jammerleben weiterspinnen. Schon der Gedanke daran birgt Höllenqual. Aber wie es beschließen, dieses Leben? Soll der letzte Tollensteiner durch Selbstmord enden, wie ein bankbrüchiger Spekulant?

Es war dunkel geworden im Zimmer. Von der Straße herauf tönte das hastige Rollen von Wagen, deren Räder in den Kies der Einfahrt schnitten. In dem unteren Stockwerke wurden einzelne Geigenstimmen laut, welche die Orchestermitglieder prüfend ihren Instrumenten entlockten. Der Hausherr schreckte empor, badete seine entstellten Züge in Wasser und begab sich nach dem Ankleidezimmer seiner Gemahlin. Gabriele kam ihm auf halbem Wege entgegen, so schönheitstrahlend, daß er hätte aufschreien mögen vor bitterem Herzweh bei dem Gedanken, dieses bis zum Wahnsinn geliebte Weib verlieren zu müssen. Er faßte sich mühsam, entschuldigte sein verstörtes Aussehen mit argem Kopfweh und bat, daß Gabriele die Gäste allein empfangen möge; er habe aus der Kanzlei des Ministeriums eine Nachricht erhalten, welche ihn möglicherweise nötigen werde, für einige Tage mit Depeschen an die benachbarten Höfe zu reisen. Gabriele, überrascht und besorgt erscheinend, bat ihn, sich Schonung aufzuerlegen und seine Abreise zu verschieben. Er fand nur ein schwaches, seltsames Lächeln. Das Zimmer war leer, er breitete die Arme aus, und während ein

Fieberschauer ihn durchbebte, preßte er Gabriele stürmisch, inbrünstig an sich, die Lippen in ihr weiches Haar vergrabend wie beim ersten Verlobungskusse. Als sie das Haupt sanft aus seiner Umarmung löste, blieb er stehen und sah sie durch die Flügeltür verschwinden. Sie grüßte noch einmal zurück mit ihren tiefen, lichten Augen und einem halben, etwas nachdenklichen Lächeln auf dem Profil.

Dann tastete sich Rottberg vorsichtigen Schrittes durch die Dämmerung des Wintergartens. Mächtige Palmenarten schossen die breiten, scharfzackigen Zweige zu grüner Kreuzbogenwölbung ineinander oder stiegen aus dem Untergrunde fächerförmiger Bananenpflanzen schlank, mit ausgezacktem Federkamme in die Höhe. Um das Stammgewirr zogen sich Kletterpflanzen, verstreut warfen einzelne Glühlampen ein schwaches Licht wie Leuchtkäfer, und der feuchtwarme Raum war von Vanillenduft durchflutet wie eine Tropennacht. Zuweilen tönte von dem Festsaale her ein Forte des Orchesters, ein Stimmengewirr oder lauter Beifallsjubel; ein unsichtbarer Springbrunnen spielte, steigend und niederfallend, verschlafen plätschernd in seinem Becken.

Durch die traumhafte Stille nahten jetzt zwei Gestalten, Hand in Hand wandelnd, wie sie es einst im regennassen, verwilderten Parke von Irmeldingen getan. Gabriele ließ sich auf eine Bank nieder, und Norbert blieb ehrerbietig vor ihr stehen.

„Sie haben mich glücklich gemacht, Gabriele“, war das erste Wort, das von seinen zitternden Lippen fiel.

„Unsere Minuten sind gezählt, lieber Freund", sprach Gabriele leise mit tiefer Stimme. „Sie kennen genugsam das Leben, um zu wissen, welches Wagnis ich unternommen habe, um Sie ungestört sehen, unbelauscht mit Ihnen sprechen zu können. Meinen Ruf, meinen häuslichen Frieden habe ich in Ihre Hände gelegt. Ich tat es ohne Besinnen, weil ich weiß, daß am Mutterherzen ich nicht sicherer aufgehoben wäre als in Ihrer ehrenfesten Hut. Um unser beider willen habe ich diese Unterredung herbeigeführt, ohne zu wägen, ohne um die Folgen zu sorgen. Lieben, Norbert, heißt sich opfern ..."

„Und nie, Gabriele," unterbrach sie der junge Offizier mit dem Ausdrucke leidenschaftlicher Beteuerung, „werden Sie dieses Opfer zu bereuen haben. Es bürgt Ihnen, der Großmütigen, dafür mein ganzes, von heiliger Anbetung für Sie erfülltes Leben."

„Sie irren, mein Freund", erwiderte sie mit schwacher Stimme. „An Ihnen ist es, ein großes, unerläßliches Opfer zu bringen. Sie müssen abreisen, Norbert. Unter irgend einem Vorwande müssen Sie fort von hier, und das je eher desto lieber."

Der junge Mann war entsetzt und verständnislos stehengeblieben. Seine Lippen bebten, ohne Worte bilden zu können. „Ich verstehe Sie nicht, Gabriele", stammelte er endlich. „Wenn es ein entsetzliches Rätsel ist, das Sie mir aufgeben wollen, so vermag ich nicht es zu fassen, seine Lösung nicht zu erraten."

Ihre Stimme bebte, aber sie wiederholte mit fester,

klarer Stimme die Worte, welche ihm keine Hoffnung ließen. „Ich habe geweint, gesonnen und gerungen, Norbert. Ich kenne Ihre Lage, Ihr Leben, Ihre Aussichten, keine versenkt sich besser in Ihr Herz, als ich es tue, und dennoch bestehe ich auf meiner Forderung. Das kostet Sie allen Glanz Ihrer neuen Stellung, das zwingt Sie, Ihrer stolzen Zukunft Lebewohl zu gebieten. Ich weiß das alles, und dennoch verlange ich, daß Sie mich verlassen, daß Sie unverzüglich abreisen."

„Sie gebieten Unmögliches, Gabriele", rief er flehend. „Verstehen Sie mich recht — nicht halte ich fest am Glanze einer Stellung, welche allerdings für mein zukünftiges Leben von Bedeutung gewesen wäre. Ich frage nicht nach ihr. Willig würde ich allem Ehrgeize entsagen, ohne Murren in die bescheidenen Verhältnisse eines armen Linienoffiziers zurückkehren, allein ich kann nicht von Ihnen lassen, Gabriele. Die Residenz ist ja groß genug, ich will Ihr Haus meiden, Ihren Weg selten kreuzen, nur wehren Sie es mir nicht, Sie zuweilen von ferne sehen zu dürfen. Rauben Sie mir nicht diese einzige Freude. Sie ist, glauben Sie es mir, das letzte Lebensglück eines Enterbten."

Sie legte für einen Augenblick die Hand auf ihre Stirn wie unter dem Drucke unwiderstehlicher Seelenpein. „Muß ich Ihnen sagen," sprach sie endlich, indes sie ihre strahlenvollen Augen fest auf ihn richtete, „warum Sie nicht bleiben können? Sie dürfen es nicht, weil Sie eine Stelle in meinem Herzen einnehmen, weil Ihre Nähe, der Anblick Ihres Schmerzes eine Stärkere wan-

kend machen könnte, als ich es bin. Ein Doppelleben zwischen Ihnen und Rottberg zu führen, übersteigt meine Kräfte und ist auch meiner nicht würdig. Ich bin Rottbergs Frau. Zwischen uns steht die Pflicht, damit ist alles gesagt. Und wir wollen beide ehrliche Leute bleiben, müßte auch das Herz darüber zugrunde gehen. Nicht wahr, mein Freund?"

Er senkte das Haupt, während seine Augen qualvoll loderten und sein männlich schönes Gesicht tief erbleichte. „Ich kann Sie nicht vergessen, Gabriele", stöhnte er auf. „Es ist des Leides zu viel."

„Wer spricht von Vergessen, Norbert?" entgegnete sie ernst. „Ich will von Ihnen nicht vergessen sein. Wir werden beide, voneinander getrennt, mutvoll weiter zu leben suchen. Aber dessen wollen wir eingedenk sein, daß einmal auch uns beiden ein reines, unvergeßliches, unerfülltes Glück gestrahlt hat. Es mußte geopfert werden um der Meinen willen, aber daß es gewesen ist — dieses Eigentum kann uns keine Trennung, keine Erdengewalt rauben. Daran halte fest, Norbert, davon lebe, wenn du dich arm und einsam fühlst. Wenn wir uns später, nach Jahren, wiedersehen, werden wir uns beide sagen können, daß wir den Kopf hochgehalten haben, daß wir tapfer geblieben sind. Und nun, lieber, lieber Freund, verlasse mich; Gott möge dich schützen und behüten."

Er stürzte zu ihren Füßen nieder. „Gabriele, sage mir nur einmal, daß du mich geliebt hast und noch liebst."

Sie legte die Hand auf seine Stirn. „Ich habe dich

einmal geliebt, und meine Liebe wird über deinem Haupte bleiben, bis uns der Tod scheidet."

Er neigte die Stirn tief und preßte sie in die Falten ihres Kleides. „Hab Dank", sagte er aufspringend mit fester Stimme. „Gott soll dich segnen für dieses Wort und schaffen, daß ich deiner würdig werde."

Er neigte sich noch einmal und verließ raschen Ganges den Garten. Gabriele hatte die Hände gefaltet, und ihre Lippen bewegten sich im Gebet. Sie schritt gesenkten Hauptes aus der grünen Dämmerung des Palmenhaines, und ihre hohe, wandelnde Gestalt verschwand in dem weißen Lichtmeere, das aus dem Festsaale in die schweigende Rankenwildnis hereinbrach.

Aus der Tiefe des Gewächshauses trat Rottberg und ließ sich gesenkten Hauptes auf die einsame Bank fallen, das qualverstörte Gesicht in die Hände bergend. „Zu Ende," stöhnte er mit rauher Stimme; „Gabriele, reiner Engel, der du mein alles warst auf dieser Welt, jetzt habe ich dich ganz erkannt und — ganz verloren."

Er preßte die Stirn vernichtet an die Lehne der Gartenbank. Vom Festsaale her kam ein leidenschaftliches Forte des Orchesters, und über den regungslosen Mann hinweg brachen in aufjubelnder Daseinslust, in lachender, schluchzender Wehmut die Tonwellen einer glückdurchschauerten Walzerweise. —

Nach Tollenstein! Der Gedanke durchdrang sein fieberndes Haupt wie eine Erlösung. Dort schossen jetzt Gießbäche zu Tal, dort wirrten die Tannen ihre brausenden Wipfel im Föhnsturm, dort, an der braunen

Halde, blühten Erika und Soldanellen, und über die schneefreien Kuppen strich das zornige Rodeln des Birkhahns. In die stille, wilde, heilende Natur zog es ihn; der Südsturm, der letzten Schnee zum Tauen brachte, würde vielleicht auch tiefes Menschenleid fortlöschen und lösen. Sein vernichtetes Herz würde lernen ruhiger und langsamer zu schlagen in der Einsamkeit, in ihr würde sein ratloses Haupt vielleicht eher eine klare, besonnene Entscheidung finden.

Er beschloß sogleich zu reisen, den Vorwand zu benützen, welchen er Gabrielen gegenüber geltend gemacht. Der Nachtzug trug ihn durch die schlafende Ebene den Bergen entgegen, und wie vor Jahresfrist verließ er im ersten Morgendämmern die Station der Gebirgsbahn. Diesmal war sein Wagen zur Stelle und trug ihn ohne Säumen nach Tollenstein. Aber der Aufenthalt brachte ihm nur Qual. Stundenlang durchirrte er den Park, über dessen aufgeweichten Wegen die Bäume ihre laublosen Kronen im Tauwinde schwenkten; die hastig geheizten und instand gesetzten Räume des Schlosses wagte er nicht zu betreten. Dort hatten auf sein Geheiß umfassende Veränderungen stattgefunden, wollte er doch am Jahrestage seiner Verlobung, wenn die Feste der Residenz ein Ende gewannen, mit Gabrielen Einzug auf Tollenstein halten, sie dem mächtigen Familienbesitz zuführen, dessen Herrin sie geworden war. Ihres Kommens harrte eine Flucht von Räumen, welche mit prunkhaftem Aufwande hergerichtet waren; das Wohnzimmer, das Schlafgemach hatte er zum Gegenstande

besonderer Sorgfalt erlesen, hatte dort alles zusammentragen lassen, was Reichtum, vereint mit erfinderischer, zartsinniger Liebe, zu schaffen vermag. Vor dem breiten, von Seide und Spitzen überfluteten Himmelbette verbrachte er die Nacht in einem Sessel, während draußen der Märzsturm die hundertjährigen Ulmen des Parkes durchbrauste und durchschütterte. Bei Tagesanbruch wanderte der Schlaflose in die sturmvolle Frühe hinaus, er wollte Erschöpfung erjagen, wollte versuchen, durch körperliche Ermattung kurze, traumlose Ruhe, kurzes Vergessen zu erzwingen. Sein Weg führte am Forsthaus vorüber. Es lag noch schlafend, von Nässe und Dämmerung überzogen; als er an die Tür schlug, stürmten die Hunde mit wütendem Gebell den Flur entlang. Ein Fensterladen verschob sich vorsichtig, dann rasselte die Sperrkette vom Schloß, und der Förster, notdürftig gekleidet, empfing bestürzt und fragend den frühen Gast.

„Sind der Herr Baron krank?" lautete seine erste Begrüßung, als er das weiße, gealterte Gesicht Rottbergs gewahrte.

Dieser beruhigte ihn im Tone gleichmütiger Gelassenheit. Allzu frühes Aufstehen, meinte er, täte nicht allemal gut, auch pflege ein in der Residenz verbrachter Winter seinen Mann nicht gerade zu verjüngen. „Doch wie ist es Ihnen selbst inzwischen ergangen?" unterbrach er sich. „Ist alles in Ordnung auf Ihrer Försterei oder ist irgend etwas Besonderes vorgefallen?"

„Etwas Besonderes nicht, freiherrliche Gnaden," ent-

gegnete der Förster, „es müßte denn sein, daß der Herr Baron noch nichts gehört hätten von wegen dem Unglück mit dem Anderl."

Rottberg vergaß auf einen Augenblick sein eigenes Leid und warf hastig den Kopf auf. „Was ist mit dem Burschen?" frug er betroffen. „Wie ist's ihm ergangen in seiner Ehe?"

„Schlecht leider, gnädiger Herr, schlecht zum Erbarmen", sprach der Förster zögernd. „Die ersten Wochen ist's helle Gloria gewesen, und hat die Modei einem jeden erzählt, wie es sie gefreut, daß sie mit dem Anderl nun doch ihren Willen bekommen habe. Der Anderl inzwischen hat fortgelebt, als ginge ihn weder Weib noch Hof etwas an. Das hat die Modei gegiftet, auch sie ist wohl immer eine Mannsholde gewesen von kinds auf. Kurz, ging der Anderl zum Haustor hinaus in den Dienst, sind die Liebhaber zur Hinterpforte eingestiegen. Lang hat's nicht gewährt, da haben der Anderl und die Modei mit Stecken aufeinandergeschlagen; so bunt ist's gegangen, daß bei Nacht und Nebel der alte Wiestalbauer aus dem Hause gewichen ist. Mit der Wirtschaft ging's rückwärts und mit dem Anderl auch. Den Dienst hat er schon lange gekündigt gehabt; einmal noch ist er mir ins Haus gekommen im Samtjanker mit Guldenknöpfeln daran, aber verlumpt und halb angetrunken. Bald hat er geweint, bald wieder getobt. Verkuppelt hätt' ich ihn und sein Unglück angerichtet, ein schlechter Mensch sei er geworden und das alles tät auf mich und den Herrn Baron zurückfallen. ‚Förster,

dir vergeb' ich,' sagte er schließlich, ,aber wenn meine arme Seel' brennen muß im Fegfeuer, so hast du Mitschuld daran, das vergiß nicht.' Hab's auch nicht vergessen, Herr Baron. Heiß und kalt ist's mir zumut geworden, und wenn ich vor einem Jahr gewußt hätt', daß die Sache so ausgehen würde, sicher wäre mein Wort gewesen: ,Freiherrliche Gnaden sind der Schutzherr, aber zwingen den Anderl, das tue ich nicht um kein Gut.' Nun, ich war damals froh, als ich den Burschen zur Tür hinaus gehabt hab'. Seit der Zeit ist's noch schlimmer geworden mit ihm. Tagelang hat er gekartet und getrunken; nach Hause hat er schon gar nimmer mögen. Seit ein paar Wochen ist er überhaupt verschwunden, hat ihn keiner mehr gesehen. Etliche sagen, er sei hinüber ins Kaiserliche, helfe Tabak schwärzen oder wildere gar; andere meinen, und das ist freilich das Wahrscheinlichste, er habe sich ein Leids getan. Damit hält's auch die Model. Auf dem Wiestalhofer Dache liegen die Hypotheken dick wie die Ziegel, und drinnen sitzt ein fremdes Mannsbild, ein Geigenmacher aus Welschland, der wohl bald die letzten Gulden zum Schornstein ausgegeigt haben wird. Ja, gnädiger Herr, gut ist die Geschichte nicht gegangen, und leid tut's mir, daß ich dem Herrn nicht habe mit etwas Froherem aufwarten können. Sonst ist aber alles in Ordnung im Revier."

Rottbergs Gesicht hatte während des Berichtes den Ausdruck bitterer Seelenpein immer unverhüllter hervortreten lassen. Also noch weitere Schuld, noch weiteres Elend zu deiner eigenen überschweren Last. Mein

Schöpfer, es wird zu viel und doch muß ich zusehen, daß ich diese Schuld mit Erdenmitteln mildere, soweit in meiner Kraft steht.

Er preßte die Stirn an die Scheiben und sah in den dämmernden Morgen hinaus. Der Förster hatte sich entfernt, nachdem er ein Talglicht entzündet, das den Raum des niedrigen Wohnzimmers schwelend erhellte. „Ich muß meine Schuld an dem Burschen gutzumachen trachten," sagte Rottberg endlich, als der Förster wiederkehrte, „möchte das Werk nicht zu spät kommen und den Mann noch am Leben finden. Lassen Sie sogleich als Aufruf in den Kreisblättern erscheinen, daß der Vermißte sich in einer Erbschaftsangelegenheit bei Ihnen zu melden habe; setzen Sie zugleich im stillen eine Belohnung für diejenigen aus, welche Ihnen Mitteilungen über den Aufenthalt des Anderl zugehen lassen können. Wird der Mann ermittelt, so stelle ich ihm zwei Dinge zur Wahl: entweder die Unterförsterstelle am Grunde der Riß, oder eine ausreichende Summe, um auszuwandern und ein neues Leben zu beginnen, vielleicht in Amerika. Hier haben Sie" — er riß ein Blatt aus dem Notizbuche — „die Bestimmung schriftlich. Ja, mein lieber Förster," sprach er mit ungewöhnlich feierlichem Tone, als er sah, daß auf den wetterharten, respektvollen Zügen des alten Mannes aufsteigende Rührung die Oberhand gewann, „ich wollte Gutes tun und habe Böses geschaffen. Unser aller Herr möge mild über mich richten und auch Ihnen die geringe Mitschuld in Gnaden verzeihen. Doch jetzt leihen Sie mir einen

Kugelstutzen; ich habe einen weiten Weg vor, und leicht möchte mir ein Stück Wild aufgehen, das der Schaffnerin von Tollenstein während meines Besuches zugute käme."

Der Förster brachte eilfertig sein Gewehr herbei, und Rottberg prüfte sorgsam den Abzug der Waffe. „Es ist keine Sicherung am Schlosse," bemerkte er, „da heißt es vorsichtig sein, sonst ist leicht ein Unglück geschehen. Leben Sie wohl, lieber Förster, und vergessen Sie nicht den Aufruf im Kreisblatte."

„Steigen Herr Baron über den Tollengrund zum ‚Bild auf der Platten'," riet der Förster, „da rodeln die Hahnen, daß es eine Lust ist. Leicht möcht' sie noch nicht aus sein, die Frühbalz, wenn der Herr Baron scharf zuschreiten. Wir haben Neumond, und die Sonne langt erst spät über die Schrattenwand zur Platten nieder."

Rottberg nickte und ging in die Dämmerung hinaus. Mit weiten Schritten, ohne aufzublicken, durchquerte er den Wald; eine steile Lehne griff er langsam klimmend an und überwand sie nach hartem, vorsichtigem Steigen. Der Wald hinter ihm begann zu versinken, zwischen Bergfichten und Wacholder ragten noch einzelne Arven, dann wehte ihm über die Kuppe hinweg bitterkalte Schneeluft entgegen. Die Dunkelheit wich, vom stahlgrauen Morgenhimmel hoben sich die Berge gezackt und geschrundet in scharfen Umrissen. Schneeflächen deckten den Boden, zwischen verkrüppeltem Wacholdergesträuch zog sich an tiefer Schlucht vorüber ein schmaler Weg über

die Paßhöhe, er führte nach einem entlegenen Seitental, wo etliche armselige Hütten standen; zur Winterzeit waren sie verlassen. Hier, beim „Bild auf der Platten" war einer der ödesten, unwegsamsten Punkte des Tollensteiner Reviers. Hart an dem Wege, auf morschendem Pfeilerstocke stand das Marienbild, eine Holzbank zum Knien daneben. Die Gestalt der Mutter Gottes war schlicht aus Holz geformt, liebende Hände hatten ihr ein schmuckloses, warmes Gewand angetan; auf ihrem Haupte trug sie ein hohes Krönlein von Rauschgold. Aus ihrem bemalten, lächelnden Puppenkopfe strahlten zwei große, seltsam blickende, braune Glasaugen; sie befand sich in einem rohgezimmerten Holzkasten, um den von voriger Herbstzeit her ein verdorrter Kranz hing. Es war eine Madonna für sehr arme, sehr genügsame und einfältige Leute. Wohl aus Frömmigkeit und umsonst hatte ein wandernder Glasergeselle ihr eine Scheibe geschenkt und selbige vor das Kästlein gezogen; so prangte sie wohlgeborgen, gut geschützt vor Regen und Unbill. Sie blickte über die Steinöde im schrägen Strahl der Morgensonne dem aufkommenden Wanderer entgegen, und der stand still unter ihrem Blicke. Hier gab es keine Störung, hier war er allein mit der Heiligen. Schweren Herzens ließ er die Büchse von der Schulter gleiten, lehnte sie seitab an den Bildstock und kniete auf der schmalen Holzbank nieder.

Ihm kam in den Sinn, daß in der Kinderzeit seine Mutter, die eine fromme Frau gewesen, ihm gesagt

hatte: „Drückt dich ein Leid, so bet es dir vom Herzen.“ Er war aufgewachsen mit dem neuen Geschlechte, das von Gott nichts wissen will, das mit Spott oder gelangweiltem Lächeln dem Nichts entgegenstürzt; dreißig Jahre des Weltlebens, der Vergnügungen, des Strebens, der Erfolge hatten sein Herz leer gebrannt, — jetzt stand das Wort lebendig unter der Asche auf. „Ach du Gebenedeite,“ seufzte er, „dulde, daß ich mein Haupt in deinen Schoß lege so still, so vertrauend, wie einst in die weichen Hände der toten Mutter.“ Es war, als sänke aus den braunen Glasaugen der Mutter Gottes ein warmer, gnadenvoller Strahl zu ihm nieder, und nun vertiefte er sich in die bittere, selbstquälerische Wonne einer Anklage. Halblaut, leidenschaftlich bewegt kam in Worten über seine Lippen, was ihn bedrückte; es war, als beichte ein heimgekehrtes Kind nach langer Irrfahrt alles, was es fern vom Mutterherzen bei den Menschen erfahren hatte. Der buntbemalten Figur mit dem seltsam menschlichen Blicke sprach er von seiner Liebe zu Gabriele, er bekannte seine Schuld, schilderte alle Kämpfe, sowie alle Ratlosigkeit und tiefe Seelenqual, die ihn befallen. Jählings, wie er so kniete, gläubig, als armer Sünder, erkannte er mit Wonne und Staunen, daß alle Zweifel, alle Fragen, alle Zuckungen schmerzlicher Leidenschaft, die sein Herz durchgrollt hatten, sich lösten, beruhigt auszitterten. Sein Leben, sein Schicksal, nun er es unter dem Kreuze betrachtete, erschienen ihm wunderbar geklärt. Deutlich löste sich aus den umklammernden Schatten finsterer Selbstsucht das Bild

Gabrielens; es stieg langsam empor in eine ihm unerreichbare Lebensferne. Er fühlte, es mußte so sein, nicht durfte er in Eigenwillen jenes reine Wesen an sich ketten, nicht mehr über sie bestimmen; er durfte nicht länger eine Liebe erbetteln, die nicht für ihn bestimmt war, die an seinem Haupte vorüberrauschen mußte, unerfüllt für dieses Leben. Hatte er daran noch zweifeln, an diese Zweifel tolle Erdenhoffnungen knüpfen können? Er empfand plötzlich schauernd und doch mit heiliger Ruhe, daß alles Erdenhoffen, alles trotzige Wünschen ihm entwunden, daß leise ein holdseliges, tiefes Wunder an ihm getan worden war. Sanft und schmerzlos hatte eine göttliche Hand allen Trotz, alle Willkür, alle umnachtenden Leidenschaften aus seinem Herzen genommen. Jetzt war der schwerste, schmerzlichste Kampf überstanden; ohne Erschütterung, fast ohne Leid war er zur Entsagung gelangt. Klar vorgezeichnet erschien ihm sein Weg. Mit freundlicher, noch leicht wehmütiger Milde, zugleich aber auch mit der göttlichen Lust vollzogener Opfertat bestimmte er über die Zukunft. Er wollte für sich selbst einen Posten jenseits des Ozeans erbitten, in Peking oder Washington; Gabriele mußte frei werden, er würde Wege finden, ein Band, das ihr zu Qual geworden, in schonender und für sie vorwurfsfreier Art zu lösen. Allen Glanz des Reichtums sollte sie behalten, seinen makellosen Namen so lange fortführen, bis sie ihn austauschen würde gegen den Norberts. Für ihn war freilich aller Kampf noch nicht beendet; in trüben Stunden würden Anfechtung und Glückver-

langen wiederkehren, unsäglich würde er darunter leiden, Gabriele geliebt, gefeiert, in Glanz und Lebenssonne an der Seite eines andern zu wissen. Das aber wolle er tragen als Buße für seine schwere Schuld. Die Versuchung zum Selbstmord warf er jetzt weit von sich und war sicher, daß sie ihm nie mehr ernstlich nahen werde. Wozu auch? Seine Entsagung war ja schon gleichbedeutend mit Tod, sie hatte zerbrochen, hinweggenommen, was alt und finster in ihm gewesen. Er dankte Gott für dieses unerwartet leichte, schreckenlose, rasche Sterben. „Vergönne, du Gebenedeite," vollendete er, sein stilles Gesicht zum Marienbilde kehrend, „daß nun, da mein Opfer erfüllt ist, auch dieser müden Erdenhülle ein rascher, erlösender Tod nahen möge, als ernster Bote deiner Versöhnung, deiner erbarmenden Liebe."

Die mitleidigen braunen Augen der Madonna blickten so starr und doch so hold über sein Haupt hinweg nach der Felsenkuppe, deren Kamm der Tauwind in Stößen überfiel, zu Tal wuchtend und fern, in den Tannen tief drunten, von Heimkehr singend. Die Kuppe lag schneefrei im Sonnenglanze, die grünen Stauden der Legföhren schwankten und neigten sich wie hundertfach winkende Arme; der Wind schnob in ihnen, aber sie drängten und verbogen sich seltsam einseitig, als schöbe sich durch sie ein fremder Körper, der keuchende Leib eines anschleichenden blutwitternden Raubtieres. „Gib mir den ewigen Frieden", sprach der Knieende, sein Haupt erhebend. „Schaffe, du Gnadenvolle, ein reiches, unermeßliches Glück für Gabriele ..."

Drüben an der Wand blitzte es auf, und mitten durchs Herz geschossen brach Rottberg zusammen. Über die Kuppe fegte ein Rauchwölkchen, vom Winde getragen, und aus den Legföhren hob sich die wilde, zerlumpte Gestalt des Anderl. „Glück braucht nicht ein jeder," klang es herüber, „und mit der Liebe ist's gefehlt auf dieser Welt! Nun geh und schau, ob du sie findst, die rechte Lieb', im Himmel droben."

Regulus

Die Schlacht zwischen Ordnung und Umsturz war geschlagen; auf den freundlichen Fluren des Badener Ländchens hatten ordnungsgemäße Bataillone unter Beihilfe ordnungsgemäßesten Kartätschenfeuers die begeisterten, durch Abenteurer mißleiteten Freiheitsschwärmer zersprengt, in alle Winde getrieben. Vom kurzen, heiß gehegten Freiheitstraum erwachten viele in der Verbannung oder hinter Eisengittern; etliche schliefen, als Hochverräter erschossen, vor Rastatts Wällen.

Der Traum selbst war nicht umzubringen, denn kein Aufschwung zur Freiheit geschieht umsonst, falls er im Kerne edel gewesen. Das Blut jener Schwärmer war edle Saat, späte Saat zu Deutschlands Einheit und Größe.

Zu jenen, deren Herz an tatenlosem Freiheitsjohlen hinter Jenenser Biertischen kein Genügen gefunden, zählte der Student Regulus. Seine Wiege stand in einem stillen, schwäbischen Pfarrhause, den Landstrichen nicht fern, in welchen der Aufstand sich zusammengezogen hatte. Die Schwelle jenes Hauses, das wußte er wohl, durfte er als Empörer nicht betreten; jetzt nicht, vielleicht niemals wieder. Aber ihn durchflammte starke Begeisterung, er meinte es ehrlich und ernst mit seinem Befreierberufe. Ohne lärmenden Abschied, ein stiller, entschlossener Mann, dem weder Schenkmädel noch Gläubiger Tränen nachweinten, verließ er die

Thüringer Musenstadt, über Höhenzüge, durch Mittsommernächte zu Rhein und Schwarzwald hinabpilgernd. Oft traf er Weggenossen, Burschenschafter, die gleichem Ziele zustrebten; später empfingen ihn, mitten im badischen Lande, freiheitsgeschwollene Scharen, welche Polnisch sprachen. Plötzlich befand er sich, eine alte Muskete tragend, er wußte kaum wie, beim Kampfe. Er verbrachte den Schlachttag, der ihm in seinen Träumen als heiliger Opfertag vorgeschwebt, untätig, lehmüberspritzt in einem Hohlwege. Und wie rasch war der Wahn verstoben, wie rasch waren die schärpenbegürteten, in Federhüten prangenden Anführer entflohen, wie rasch die regellosen Horden in greulicher Verwirrung zu Paaren gejagt. Er selbst zog, versprengt, der Grenze zu, lief endlich, nicht weit vom Ziele, mitten hinein in ein friedlich nach rückwärts verschobenes Trüpplein süddstaatlicher Kontingentsstreiter.

Die freuten sich hoch ob des unerwarteten Kriegsglückes. Sie widmeten ihrem leibhaftig ergriffenen Rebellen eine Art gemütlichen Wohlwollens. Sie trösteten ihren Gefangenen. Gut, Demagögle, daß wir dich hamm, und nicht die Preuße, gelt?

Den müden Mann nahm, nach kurzem Transporte, ein ehemalig reichsfürstliches Jagdschlößchen auf, das zur Fronfeste umgewandelt war. Es krönte, abseits der Heerstraße, eine waldige Höhe und beherbergte Festungsbesatzung; es gab dort nicht viele Gefangene. Der Neugekommene ward in einem besonderen Flügel verwahrt und gut behandelt, zuallernächst verfiel er in schweren

Schlaf. Die Anspannung seiner Kräfte war zu groß gewesen, nach Tagen erst wich der Bann tiefer Erschöpfung. Mühevoll, wie heimwandernd aus weiter Ferne kehrten ihm Bewußtsein, Besinnung wieder.

Ein schräger Sonnenstrahl, der durch Gitterstäbe hereinbrach, trieb ihn an das Fenster seiner Zelle. Er sah unter sich, hinter waldigen Kuppen, ein friedliches Land, darauf schon die Stoppeln standen. Fern, aus dem Glanze der weichen Septembersonne, hoben sich hellblaue Höhenzüge, Schweizerberge, Berge der Freiheit.

Er preßte den Kopf an das Mauerwerk und faltete die Hände. Wohl hatte er Großes gewollt, wohl hatte er nichts zu bereuen; zu beklagen aber gar vieles. Eine zerschlagene Zukunft, unendlichen Kummer, den Eltern angetan, und Herzeleid vielleicht auch einer, die im Pfarrhause lebte, seiner glückselig gehegten heimlichen Jugendliebe.

Ihn umgab tiefe Stille. Draußen brannte das Land im traubenschwellenden Septemberglanze. In der Feste hoben sich zu bestimmten Zeiten Kommandoruf, Fußgetrappel, Waffenklirren, rasch wieder ersterbend. Auf der Hofmauer saßen, gelangweilt, finsterblickende Soldaten; sie ließen die Füße ins Wipfelgewirr knorriger Linden hinabbaumeln, das aus einem Abgrunde zum Festungswall emporschlug. Im glanzdurchglühten Laubmeer atmete es leise wie von Bienensummen oder schlafenden Stürmen; Bienen auch waren es, die verirrten Fluges, die kleinen Schwingen noch zitternd vor Arbeitslust, in der Zelle einkehrten. Sie tasteten prüfend den

Sonnenstreifen nach, die des Mittags steigendes Licht durchs Gitterwerk über die Steinfliesen schrieb. Dann reichte der Gefangene ihnen hilfreich den Finger und hob sie auf diesem hinaus in die Ätherbläue.

Der einförmige Zeitlauf ward vom Wochenappell unterbrochen. Es ging durch gedeckte Kasematten hinab; den Weg kreuzte ein kleiner Trupp Häftlinge. Sie schritten paarweise, ungefesselt, in grobe, grell gemusterte Wolltracht gekleidet; ihre bleichen, gedunsenen Gesichter blickten nicht unzufrieden. Dann tat sich ein niederer, holzgetäfelter Saal auf, hinter aktenbeschwertem Tische erhob sich der Kopf eines Schreibers. Der schob nach kurzer Musterung die Brille hoch in die Stirne, klemmte den Gänsekiel wagerecht unter den Schnauzbart und bot dem Wärter eine Prise. Als diese genossen war, senkte er sein Haupt wiederum zur Tageslast, die Feder glitt bedachtsam weiter, leise knirschend in der einschläfernden Stille. Der kühle Raum war nicht ganz unbehaglich, einmal erwachte sogar helles Vogelzwitschern. Am Fenster im laubumsteckten Käfig hüpfte ein freiheitsentwöhnter frohgemuter Zeisig.

Die Schildwache draußen griff klirrend und kurz in die Waffen, über die Schwelle trat eilig schreitend der Platzmajor; er sah altersgebeugt aus, trotz Schärpe und Federhut. Ihm folgte ein gleichfalls verwitterter Leutnant, der streng zwei Schritte Abstand von der Seite seines Vorgesetzten bewahrte und eine große Ledermappe unter dem Arme trug. Der Kommandant musterte aus ernsten blaßblauen Greisenaugen seinen

Gefangenen; die bescheidene, feste Haltung des jungen Mannes, dessen Züge von nagendem Seelenleiden zeugten, schien Mitgefühl zu erwecken, das leiser Achtung nicht fern kam. Automatenhaft griff der Alte rückwärts, empfing das Aktenbehältnis und begann dessen Inhalt zu durchblättern. Dann ließ er die Mappe mit dem gleichen stoßhaften Griffe zurückwandern, seine Züge erhellten sich ein wenig.

„Regulus ist Ihr Name; Pfarrerssohn? Hm, dem Herrn Vater wohl kaum zur Freude. In Jena studiert, dann beim Freikorps gefochten? Hm, schlimm, die Preußen vergeben nicht leicht. Nun, Kopf hoch behalten! Irregeleitet wer weiß wie sehr, doch kein gemeiner Verbrecher. Jedenfalls bessere Kost haben, dreistündiger Spaziergang; Beschäftigung im Bureaudienst."

Die beiden Alten machten linksum und stockerten zum Saale hinaus. Regulus wollte ein Dankeswort anbringen, doch fand er keines. Die Güte des greisen Befehlshabers hatte ihn bewegt, war er doch freundlicher Worte seit langem entwöhnt gewesen. Als er sich umwandte; war der Gefangenwärter verschwunden; an dessen Stelle stand ein gutmütig lachender, baumlanger Soldat. „Fortab in meiner Obhut, Herr Student. Militärbewachung bedeutet hier Avancement. Vielleicht bald Avancement zum Tore hinaus."

Die folgenden Tage verliefen in klangloser, doch nicht mehr untätiger Stille. Dem Gefangenen ward Schreibarbeit zugewiesen, er verrichtete sie mit leidenschaftlichem Eifer, vom Wunsche beseelt, sich willig und dank-

bar zu zeigen. Kaum machte er von den Erholungsgängen Gebrauch, zu deren Erledigung ihn sein bewaffneter Begleiter alltäglich abholte. Diese Wanderungen erstreckten sich freilich nicht weit, sie fanden ihr Ziel an einem ausspringenden Punkte der Umwallung, von welchem, hinter niederer Brustwehr, steile Gesteinmauern hinabschossen. Auf dieser Fläche ließ sich bescheidenes Wandern ermöglichen, indessen der biedere Soldat auf der Brüstung saß, den langen Oberkörper vorgebeugt, mit Steinchen spielend, oder einen dürren Grashalm nachdenklich zwischen den Lippen zwirbelnd.

Christopher — so hieß der brave, soldatisch getreue Bursche — war keineswegs einfältig, auch besaß er einen erfreulichen Trieb zur Geselligkeit. Gern hätte er sich bemüht, den Gefangenen nach Kräften aufzuheitern, sei es auch nur durch bereitwillig angebotene Partnerschaft an einem geringen Gedankenaufwand erfordernden Kartenspiele, dessen Requisiten er in der Patronentasche bei sich trug. Sein sinniges schwäbisches Zartgefühl sagte ihm jedoch, daß er vor einem Mann stehe, der ihn nicht nur an Bildung, sondern auch — das fühlt die Volksseele — an einem großen, ehrlich getragenen Leid überragte. Er selbst war ein eigenartiger Bursche, halb lustig, halb schwermutsvoll, zu guter Stunde der Mitteilsamkeit nicht abhold. Die Geschichte seines, wie er meinte, bisher ziemlich verfehlten Lebens hatte er dem Gefangenen mehrfach und in liebevoller Ausführlichkeit anvertraut.

Diese Geschichte ließ an Einfachheit wenig zu wünschen

übrig. Jüngster Sohn eines armen Bauern, war der Christopher früh als Hüterbub zu fremden Leuten gekommen, war endlich, um ein paar Gulden reicher, zum Dorfe heimgekehrt. Half den Alten, so gut es gehen wollte, im Hauswesen. Da habe ihn ein großes Herzeleid wegen eines Mädchens überfallen. Der aber es einzugestehen — dazu reichte sein Mut nicht, um kein Geld und kein Leben. Doch einen Maibaum setzen hat er gewollt, eine schwarzästige Tanne mit rotem Bandschmuck darauf, fein heimlich dem Bärbel vors Kammerfenster. Auf einmal ist der Vater zugesprungen, einen Peitschenstiel hinter dem Kittel. „Heiraten willst, du Habenichts? Erst heißt's parieren, dann hochzeitieren. Fort mit dir auf ein paar Jährle zum Militär, das soll ganz extra gut sein für die Dummen und für die Tagediebe, so den Eltern unnütz am Brotsack hängen." Dann hat mich der Alte noch jämmerlich durchgebleut, und dadurch erst ist alles an den Tag gekommen und hat das Bärbel von meiner großen Liebe zu ihr erfahren. Bald darauf haben wir zwei beide, sie und ich, uns noch einmal recht ausgeweint, nachts am Brunnen; der tat so wehmütig plätschern, dann hieß es das Bündel packen und linksum, marsch. Sieben Jahre ist's her, und vom Bärbel habe ich derweil nichts mehr vernommen; denn Schreiben, liebes Herrgöttle! das können weder die Bärbel noch ich. Völlig aber, denk' ich, wird sie meiner nicht vergessen haben. Und was mir der Vater dereinst so nachdrücklich aufgeschrieben: erst parieren, dann regieren — wahr muß das bleiben.

Deshalb bin ich auch neulich Gefreiter geworden, ergänzte der Bursche voll stiller, heimlicher Wichtigkeit.

Er blieb trotzdem der gute, gleiche, ein wenig absonderliche Mensch, in dessen Rede ein leiser schwermütiger Klang lebte, ähnlich dem Brunnenplätschern in jener Frühlingsnacht, da er Abschied genommen von seinem verträumten Bärbel.

Immer verklärender lachte der Herbst über den friedlichen Landen, in der Feste jedoch herrschte seit etlichen Tagen ein unruhevolles, verborgenes Treiben. Das schütternde Dröhnen schwerer Bohlentüren klang fern aus den unteren Stockwerken, nachts schritten die Visitierronden häufiger als sonst durch die Gänge. Dem geschärften Ohre des Häftlings mußten solche Anzeichen auffallen, ihn überkam die Ahnung, daß er nicht mehr der einzige politische Gefangene sei, den die Kasematten beherbergten. Christopher bestätigte diese Mutmaßung; selbst wenn er geleugnet hätte, wäre das dumpfe Bangen, welches den Gefangenen seit kurzem häufiger wie schwerer Nachtmahr befiel, nicht gehoben worden. Obwohl Regulus, als echter Schwärmer, sich blutwenig um die nächsten Ziele und Folgen des Aufstandes bekümmert hatte, waren ihm doch über so manches während der kurzen Tage republikanischen Kriegstaumels Erlebte nachträglich die Augen aufgegangen. Welches Beginnen jene freiheitsentflammten Scharen geplant, welche Verbrechen sie eigentlich auf sich geladen, hätte wohl die Mehrzahl der Teilnehmer nicht klar zu sagen gewußt. Die Besorgnis aber, daß jene Taten möglicherweise

dennoch von furchtbarer Tragweite gewesen sein könnten, mochte wohl vielen der Leidensgefährten in einsamer Haft unter Seufzern aufsteigen. Im Gefängnisse oder bei Verhören hatten sicherlich manche den Mut verloren, hatten wider sich selbst und ihre Genossen verworrene Geständnisse, bezichtigendes Zeugnis abgelegt. Wie leicht mußten Harmlose, schon halb Vergessene Gefahr laufen, durch unbesonnene Aussagen belastet und nachträglich noch als Hochverräter, als Hauptschuldige gestempelt zu werden.

„Verbirg mich in dieser stillen Feste," betete der Gefangene, „und darf es sein, so laß den Sturm vorüberbrausen."

Einmal, beim gewohnten Spaziergang entdeckte Regulus ein verwildertes Fruchtstämmlein, das aus windvertragenem Samen in einer Geröllspalte Wurzel gefaßt hatte. Gleich nahm er sich des Findlings an, umgab den bröckelnden Standort mit frischer Erde, versah den stark zerschundenen Kümmerling mit einer Stütze. Er war so eifrig bei der Arbeit, daß erst Christophers leiser Anruf ihn zum Aufblicken zwang. Vorüber strichen der Kommandant nebst seinem Adjunkten, die rostigen Schärpen um die Lenden, die Federhüte tief in die Stirn gedrückt. Sie sahen geschäftig und grämlich darein, auch schien das umfangreiche Lederbehältnis im Arme des Untergebenen geschwollener zu sein, als je zuvor.

Regulus hatte das kurze Nicken des Kommandanten verpaßt, er hörte nur eine in knarrendem Ton nach rückwärts fallende Bemerkung: Guter Mensch. Wer Kleines

hegt, wer Bäume pflegt, immer guter Mensch. Dann noch andere Worte, unverständlich, im Vorbeigehen verweht. Plötzlich ein kurzes scharfes Innehalten der beiden, ein hastiger Griff nach der Mappe, ein Zusammenneigen zweier schüttelnder Köpfe. Endlich zögernd, wie in Betroffensein, das Weiterschreiten der beiden Alten, und jetzt, drüben an der Ecke noch einmal das Nicken ihrer Federhüte über den gebeugten wackelnden Gestalten.

Regulus erhob sich verstört; er empfand sofort die Gewißheit eines hereingebrochenen Unglückes. Es trieb ihn nach seiner Zelle, um Fassung, Festigung zu finden; doch schon auf dem Rückwege kam ein Schreiber entgegen, der ihn zum Kommandanten entbot. Der alte Herr stand am Tische gelehnt, er hielt ein Papier, das er sorgenvoll prüfte. Es mochte eine Liste sein, welche zahlreiche Namen aufwies; etliche derselben waren durchstrichen.

„Ihre Sache, Regulus, hat eine ernste Wendung genommen. Ich hatte gehofft, Sie behalten, ja, Sie nach einigen Monaten entlassen zu können. Nun scheinen Sie schwerer belastet zu sein, als wir alle es geglaubt. Ihre Auslieferung nach Rastatt ist beantragt und verfügt.

„Bewahren Sie Mut, und tragen Sie mannhaft die Folgen Ihrer Schuld. Denn eine solche begingen Sie nun einmal, auch nach meinen Begriffen, zweifellos. Es wirkt wohl, wie ich bereits gesagt, erschwerend, daß Sie auf norddeutschen Hochschulen studierten und von dort aus kämpfender Hand am Aufstande teilnahmen. Die Preußen ...“ Er brach ab und schwieg.

„Was wird aus mir werden?“ sprach der Gefangene zu sich selber leise und bekümmert.

„Hoffen Sie immerhin, Sie sind jung. Ihr Fehltritt war ernster Art, dennoch haben Sie, in Unerfahrenheit handelnd, vielleicht nichts Schlechtes, Gemeines gewollt. Sie sind kein Verbrecher gewöhnlichen Schlages. Verirrte Kinder, freiheitsgeblendete Söhne darf kein Staat, kein König aufgeben und für immer verstoßen.“

Der Gefangene hob, gefaßt und ergeben, die schwermutvolle Stirn. „Ich danke Ihnen aus vollem Herzen für alles Gute, Väterliche, das Sie an mir getan haben.“

„Gottbefohlen,“ sprach still der Greis; „Sie verlassen uns morgen. Vor Ihrem Abgange will ich versuchen, Ihnen noch eine kleine Freude zu bereiten.“

Regulus kehrte in die Zelle zurück, nach dem Appell kam Christopher freudestrahlend. „Morgen geht's auf Reisen, Herr Student. Und wer begleitet Sie? Das raten Sie schon nimmer. Wer? Ich! Unser lieber Herr Major hat's befohlen, und ich glaube, er meint's gut mit uns zweien. Für den Heimweg hab' ich Urlaub gekriegt, da heißt's stracks hinunter zum Bärbel. Himmelgloria, wird die schauen. Herr Student, das kann was Gutes, Neues geben!“

Regulus nickte leise und freundlich, er empfand dankbar die Huld, welche ihm den liebgewonnenen Gefährten zum Begleiter anwies. Langsam verrann die Nacht, in aller Frühe erschien Christopher, seelenvergnügt. Er befand sich in voller Marschrüstung, trug Tschako und Tornister, am kanariengelben Bandelier einen stattlichen

Säbel. So ging es in den Hof hinab, dort standen am Wachtgebäude, übernächtig und verdrießlich, etliche Grenadiere. Aus der Kanzleistube trat gestrengen Blickes der Feldwebel. Christopher ergriff eine am Ständer lehnende Muskete und stellte sich mit listig zwinkerndem Seitenblicke in Positur.

Der Feldwebel machte vor den beiden würdevoll Halt. „Gefreiter Christopher! Er ist seitens hohen Garnisonskommandos zum Transporte beistehenden Inhaftiertens ausersehen. Nach erledigtem Auftrage ist Ihm ein Urlaub in Gnaden bewilligt worden. Daß Er besagte Permission benutzen werde, um heimzulaufen und mit der Jungfer Liebsten sich zu erlustieren, erscheint mir sonnenklar, geht mich im übrigen auch gar nichts an. Ruhe" — schrie er mit Stentorstimme, weil etliche der umherstehenden Soldaten zu grinsen anhuben. „Fürs erste jedoch", begann er von neuem, „hat Er bemeldeten Arrestanten in vorgeschriebenen Marschetappen nach Rastatt zu verbringen und selbigen den preußischen Militärbehörden auszuliefern. Man setzt voraus, daß Er gehörig instruiert und von der Wichtigkeit des Ihm gewordenen Auftrages durchdrungen sei. Mit Seinem Kopfe hat Er für den Gefangenen zu haften; bei Fluchtversuch wird von der Schußwaffe Gebrauch gemacht. Daß solches Ernstens zu nehmen, ist dem Inhaftaten augenfällig vorzuführen. Darum: Achtung! Scharf geladen. In zwölf Tempos fertig zum Chargieren. Eins —"

Christopher beschrieb die Griffe mit grimmiger Gebärde, dabei floß sein Gesicht in hundert Fältchen kaum

verbissenen Frohsinnes schier auseinander. Rasselnd nahm er im letzten Tempo das Gewehr über, stand steif wie eine Latte. „Linksum, marsch“, kommandierte der Webel. Die beiden setzten sich in Bewegung, zur Wall-pforte hinab, vorbei an der schmalen Wohnung des Kommandanten. Christopher zog plötzlich die Muskete an, während seine Füße steif und taktmäßig in die Höhe flogen. Am Fenster ward eine hagere Gestalt sichtbar; Regulus meinte ein warmes mildes Grüßen der alten Augen zu spüren. So ging es vorbei, zum Tore hinaus. Fürbaß zogen sie, der lange Gefreite, und Regulus, sein mageres Bündel im Arme tragend.

Es war ein frohes Wandern, die beiden tranken in tiefen Zügen den herb ausströmenden frischen Duft der Felder. Lange noch, nachdem ein Vorrat aller möglichen Lieder aus Christophers breiter Brust verbraucht und verklungen war, ging es räumigen Schrittes in den klaren Herbsttag hinein. Christopher erwies sich als ausgelassen, setzte langbeinig über Gräben und Hecken, fröhlich wie ein entsprungener Schüler. Endlich hielt er inne, ein wenig gemessen, denn vor ihnen, am Feldwege, erhoben sich schimmernd die Dächer eines Dorfes. Er deutete hinüber und musterte kopfwiegend seinen Gefährten. „So wie wir sind, können wir dort nimmer einziehen“, meinte er zögernd, während zugleich bester Humor aus seinen Augen blitzte. „Halt gar zu festungsmäßig schauen wir aus. Was brauchen die Bauern zu wissen, woher wir kommen und wohin die Reise geht? Aber wenn der Herr meinen Tornister nähme und ich das Bündel, so

würden die Leute glauben, wir hätten uns unterwegs zusammen getroffen. Oder noch besser, ich setze den Hut auf, und Sie den Tschako? Mein Bandelier hängen Sie auch noch über, das ist mir bei der Hitze alleweil schon eng geworden."

Der Tausch wurde ausgeführt, dessen Wirkung jedoch fiel so drollig aus, daß beide in herzhaftes Lachen ausbrachen. Man einigte sich endlich dahin, daß Regulus den Säbel seines Gefährten, dieser hingegen Stock und Bündel tragen solle. So durchschritten sie einträchtig das Dorf, ohne daß ihr Aufzug anderes hervorrief als einzelne Blicke verständnisvoller Heiterkeit. Dann erlabten sie sich im Wirtshause an einem Schöpplein Roten. Ehe sie aufbrachen, schob Christopher einen kleinen leinenen Geldbeutel verstohlen über den Tisch. „Unser Traktament ist's, Herr Student," sprach er ein wenig stotternd; „nehmen Sie nur getrost, und zahlen Sie für uns zweie."

Regulus tat, wie ihm geheißen ward; die zartfühlende Güte des langen Burschen bewegte ihn. Gleichzeitig aber, und wie die Reise weiterging, ward dem Gefangenen das Herz von neuem schwer, die alten trüben Gedanken überfielen ihn mit verdoppelter Gewalt, seine Schritte erlahmten. Christopher, der vergeblich versucht hatte, seinen Pflegebefohlenen aufzuheitern, tat den Vorschlag, kurze Rast zu halten. Sie warfen sich schweigend ins Heidekraut, kaum aber hatte Regulus ein paar Minuten gelegen, so hob er wiederum das Haupt, von Unruhe gepeinigt; unbewußt entrang sich ihm ein tiefer, sorgenschwerer Seufzer.

Christopher sammelte Mut zu einer Frage. „Herr Student," begann er zögernd, „es steht doch nicht schlimm um Ihre Sache, nicht ernstlich schlimm?"

„Wohl so schlimm als möglich, mein guter Freund. Höchstwahrscheinlich werde ich standrechtlich erschossen."

Christopher war jäh herumgefahren, aus aufgerissenen, starren Augen blickend. „Totgeschossen ..." wiederholte er stammelnd. Dann, sich aufrichtend, während seine Züge langsam finster wurden: „Sie haben doch nicht etwa unser Deutschland an die Franzosen verraten wollen?"

„Beruhige dich, guter, ehrlicher Christopher. Ich liebe das Vaterland nicht weniger als du. Und trifft mich der Tod, so trifft er mich deshalb, daß ich mein Deutschland, Großdeutschland, zu glühend geliebt habe."

„Das kann ja gar nicht sein", sprach der lange Soldat, erleichtert Atem holend.

„Doch, mein Freund. Siehe, mich wie tausend andere hat Zorn durchschüttert, daß unser Land zersplittert dastehen muß, unter Rückgang, Zwietracht, Vergewaltigung leidend, politisch ohnmächtig, den übrigen Staaten ein Ziel des Spottes, von Fürsten regiert, die nur Schmeichler um sich dulden, und die nicht einsehen können, daß blinde Demut vor Majestätswillen ein Volk entwürdigt, ihm Kraft wie Selbstgefühl bricht. Denn sinkendes Selbstbewußtsein im einzelnen Manne bedeutet sinkendes Nationalgefühl des ganzen Volkes. Wir aber wollten unser Vaterland stark wissen, geistig reif, von Herrschern geleitet, die kein ungezügeltes Despotengelüst hegen, die

den Herzschlag ihrer Völker verstehen und der Volksempfindung folgen, statt ihr entgegen zu streben. Groß sollte es sein, unser Vaterland, eine feste Burg, machtvoll durch Einheit, Arbeit, Gottvertrauen; groß, und — vielleicht einmal auch frei. Im Kerne frei von Strebertum, Knechtsbeflissenheit, Parteienhader und elendem Materialismus. Weil wir ein Feuer zu zünden suchten, in dem das Baufällige, Schlechte dieser Welt zusammenstürzen sollte, nennt man uns Hochverräter. Nun aber kein Wort weiter, denn nicht darf es heißen, ich hätte dir den braven, schlichten Sinn verwirren wollen. Eins doch glaube fest: daß ich das Vaterland besser geliebt habe, als mein eigenes armes Leben."

Er war aufgesprungen, hatte sein Bündel ergriffen und schritt entschlossen wie neugekräftigt weiter. Nun war er es, der Christopher heiter zu stimmen suchte; wirklich gelang es ihm, einen Anflug der alten fröhlichen Stimmung zurückzuführen, nur zeigte sich der lange Bursche noch achtungsvoller, gleichsam schüchterner als zuvor. Schier mütterlich sorgte er im Nachtquartier für seinen Gefährten; zum Bürgermeister, der die Marschroute mit einem Visum zu versehen hatte, begab er sich allein. Einige Gaffer, die ihm gefolgt waren, trieb er mit soldatischen Kraftworten von der Wirtshausschwelle; da nur ein Bett aufzutreiben gewesen, schlief er draußen auf den Dielen. Vor Tagesanbruch setzten sie die Reise fort, rasteten nach langen Wegstunden an einer Quelle. Da kam es, im Weiterschreiten, daß Regulus unruhig wurde, daß er kopf-

schüttelnd, wie fragend, umherblickte. Vor einem Weg-
kreuze blieb er jäh, mit zitternden Knien stehen.

Ein Ortsname war es, den er gelesen hatte, den er
jetzt leise, fast tonlos vor sich hinsprach. Dann entglitt
ihm das Bündel, er wankte zum Grabenrande und be-
grub den Kopf in die Hände.

„Wird Ihnen schlecht," frug Christopher, von Bangen
ergriffen; „ja, um's Himmels willen, was gibt es denn?"

Der Gefangene zog die Hände vom Gesicht, das war
kalkweiß geworden. „Was es gibt," wiederholte er
bebenden Tones — „nur so viel, daß dort unten, kaum
drei Stunden von hier, mein Heimatsdorf liegt. Mir
kam ja die Gegend gleich so bekannt vor, so seltsam
gut bekannt."

Christopher war sprachlos stehengeblieben.

„Mein Heimatsdorf", wiederholte Regulus leise nickend
mit unendlich zärtlichem Ausdrucke. „Meine alten Eltern
und meine ... mein ... " Er hob das Gesicht schweigend
in tiefer Seelenqual zu seinem Begleiter.

Der lange Soldat begann zu schlucken, als kämpfe er
mit einem großen Entschlusse. „Herr Student," sprach
er, indem sein biederes Gesicht sich erhellte und immer
heller wurde beim Aufsteigen eines großen barmherzigen
Liebesgedankens, „weshalb brauchen Sie sich denn gar
so zu grämen? Wenn's Ihnen am Herzen liegt, wagen
wir den Umweg, und bleiben den Sonntag über daheim
bei Ihnen. Die Marschroute freilich, die ich sollt' ab-
stempeln lassen, wird nicht mehr stimmen, da kann es
ein böses Donnerwetter setzen. Na gleichviel, unser

guter Kommandant wird mir schon nicht gleich den Kopf abreißen. Aber wohlgemerkt, einen Tag nur dürfen wir bleiben. Und dann nichts für ungut — daß Sie keinen Fluchtversuch machen, darauf müssen Sie mir Ihr Wort geben."

„Das hast du, o du guter, guter Mensch. Ach, du tust Großes an mir. Das möge Gott dir und deinem Bärbel tausendfach lohnen."

Er begann wortlos, hastig der Heimat entgegenzurennen. Am Brunnentroge vor dem Dorfe reinigten sie sich vom Wegstaube; über Zäune und Hecken steigend, die Regulus aus der Knabenzeit kannte, erreichten sie den Pfarrhof. Dann gab es kein Halten mehr, der Atemlose betrat den Flur, stand auf der Küchenschwelle mit weit ausgebreiteten Armen: „Mutter — Mutter!"

Eine rundliche kleine Frau in weißer Schürze wandte sich vom Herde, der Schöpflöffel entfiel ihr, sie begann zu wanken, einer Ohnmacht nahe. Regulus hob sie auf seine Arme, trug sie ins Nebenzimmer. Durch die Tür drang Schluchzen, vermischt mit dem Laute unversiegbarer Mutterküsse. Dann traten sie heraus, die Pfarrerin ängstlich ein paar gewundene, ausgetretene Stufen hinauftrippelnd. Sie machte Halt und pochte schüchtern. „Was gibt es?" rief drinnen eine kraftvolle Stimme. „Herein! Heute ist's Samstag; da wißt Ihr doch, daß ich über meiner Predigt sitze und nicht gestört werden will."

Kurze Stille, dann der dröhnende Aufschlag eines auf die Diele fallenden Stuhles. In der geöffneten

Tür erschien der Pfarrer, hochaufgerichtet, das graue Haar gleich einer Mähne zum Nacken wallend. Zornfunkelnden Blickes maß er den Sohn, in schwerer Erregung nach Worten ringend. Mit erhobenen Händen trat die Pfarrerin dazwischen, drückte hinter den beiden die Tür ins Schloß und kehrte weinend nach der Küche zurück.

„So muß ich dich wiedersehen?" rief der Pfarrer donnernden Tones. „So wagst du es, mir vor Augen zu treten, verstört und abgerissen, du, den ich gehofft hatte als Amtsnachfolger grüßen zu können? So kehrst du mir heim, der Lehre entlaufen, ein falscher Prophet, den Scharen beigesellt, die Frevel auf Frevel gehäuft haben wider die geheiligte Person ihrer Fürsten? So stehst du vor mir, der du einstmals berufen erschienest, Gottes Wort zu verkünden, du, ein Pastorensohn, der doch wissen sollte, daß die Schrift befiehlt: Seid untertan der Obrigkeit, ehret den König?"

„Ich will nicht mit dir rechten, Vater; treibe mich nicht von der Schwelle. Ich bin ja nur hergekommen, um mit Euch Frieden zu schließen, um zu bitten, daß Ihr mir vergeben mögt. Morgen schon gehe ich weiter, um einzustehen für alles, was ich verschuldet habe."

Des Pfarrers Wut brach von neuem los. „So bist du wohl Arrestant? Nicht umsonst sah ich den Soldaten drunten an der Treppe lungern. Auch diese Schmach mochtest du uns nicht sparen. Der eigene Sohn im Elternhause als ein Verhafteter! Fort mit dir, wir sind geschiedene Leute."

Er tat keuchenden Atems ein paar Gänge durch das Zimmer.

„Du weißt wohl nicht einmal, was dir bevorsteht?“ begann er, als der Sohn sich gesenkten Hauptes zum Gehen wandte. „Im Amtsblatte ist es schwarz auf weiß zu lesen. Die Langmut der Behörden ward erschöpft; in Rastatt walten Kriegsgerichte. Die Preußen machen mit euch Frevlern kurzen Prozeß. Was dich treffen kann, ist langjährige Zuchthausstrafe oder Tod.“

„Das alles weiß ich, Vater. Ich sagte dir schon, daß ich gekommen sei, um von Euch Abschied zu nehmen.“

„Der Weg nach Rastatt führt nicht durch unser Dorf. Seit wann läßt man denn schwere Verbrecher auf Besuch im Lande umherlaufen?“

„Der Soldat, den du sahest, ist mir in langen Wochen der Haft ein Freund geworden. Auf meine Bitte, und nachdem ich mein Wort gegeben, nicht zu entfliehen, willigte er in den Umweg.“

„Nun verstehe ich“, sprach der Pfarrer hohnvoll. „Du hast den langen Gimpel, dem die Beschränktheit auf der Stirne steht, zu beschwatzen gewußt. Daß die Grenze keine Stunde vom Dorfe entfernt ist, wird dir erinnerlich geblieben sein. Und nachts, wenn der Einfaltspinsel schläft ...“

„Vater, man kann Staatsordnung und Königtum bekämpft haben; muß man deshalb zugleich ein Ehrloser sein?“

Der Alte erwiderte nichts.

„Ich habe nur noch eine Bitte“, sprach Regulus.

„Schone der Mutter, verschweige ihr die volle Wahrheit. Laß mich hier bleiben, und gönne mir noch einen Tag des Lebensglückes."

Der Pfarrer hatte sich abgewendet, die Dämmerung verbarg seine Züge. Dann ging er wortlos hinaus, schloß sich in seine Kammer und kam nicht wieder zum Vorschein.

Als Regulus bleich und gebeugt die Treppe hinabkam, fand er den Herzenstrost, den er so lange ersehnt hatte. Ihm entgegen flog ein sehr junges Mädchen, die dunklen Zöpfe vom Golde des Spätsonnenscheins überglüht. Glückselig lachend bot sie ihm beide Hände, umschlang ihn fröhlich. „So bist du endlich gekommen, die Ferien sind ja bald verstrichen. Ach, wir haben uns oft nach dir gesehnt, die Mutter und ich. Doch nun bleibst du lange bei uns, nicht wahr, sehr lange?"

Er hielt sie in stummem Glücke umschlossen. „Bleiben," sprach er, schwermütig lächelnd, „lange bleiben, mein süßes Lorle, das wohl eben nicht. Bin spät heimgekommen, und anders wohl, als ich es gewollt hätte. Sieh," plauderte er, indem er ihren Arm unter den seinen zog, „der Vater ist schwer erzürnt; ich hab' uns allen viel Kummer bereiten müssen ..."

Sie waren in leisem Weiterschreiten am Kücheneingange angelangt, dort stand die Pfarrerin, dringlich auf Christopher einredend. Als der das nahende Paar gewahrte, wendete er sich respektvoll um, während sein biederes Gesicht in breitem, bewunderndem Lächeln erstrahlte.

Lorle hatte sich unwillkürlich fester an Regulus geschmiegt. „Was will der große, fürchterliche Soldat?" flüsterte sie erschrocken.

„Das ist kein fürchterlicher Mann, ihr Lieben," erklärte Regulus, „sondern mein lieber, guter Freund. Geh, Lorle, gib ihm noch recht herzlich die Hand. Daß ich heute bei euch sein darf, haben wir nur ihm zu verdanken."

„Aber, Herr Student," wehrte der lange Mensch, „was führen Sie da für Reden, die Frau Pfarrerin ist ja ohnehin halb desperat vor Schrecken. Ein bissel kriegsgefangen sein, das kann doch jedem passieren, da ist schon gar nie was Ehrloses und zumeist auch nichts Schlimmes dabei."

Allmählich beruhigten sich die zwei Frauen, der Abendtisch ward gedeckt. Christopher schwelgte in einer großen Anzahl schwäbischer Lieblingsspeisen. Das hatte Regulus von der Mutter erbeten; heute sollte sich der Freund als Gast und so recht geehrt fühlen. Die Stimmung ward hoffnungsfreudiger, jene Redewendung, welche Regulus als Kriegsgefangenen bezeichnete, erwies sich als eine ungewußt glückliche. Sie tröstete die Mutter, sie verlieh, namentlich im Sinne Lorles, einen nicht üblen, romantischen Nimbus. Christopher fühlte sich äußerst behaglich, nach dem dritten Schoppen begann er, ein wenig träumerisch, von sich selbst und seiner großen Treue zum Bärbel zu reden. Das war etwas für die Lore. Über den Tisch gebeugt, das Köpfchen lauschend vorgestreckt, verlor sie kein Wort von des Erzählers Munde. Schließ-

lich ward Gutnacht gesagt; in seiner wohlbekannten Dachkammer, unter den lavendelduftenden Kissen schlief Regulus einen Totenschlaf.

Am andern Morgen ging er zur Kirche, schlich auf ein Plätzchen hinter der Orgel und hörte den Vater predigen. Es war die alte kriegerische Rede des Dorfpastors, kernhaft dahinwetternd über die gesenkten Häupter der Gemeinde. Gehorsam, Gesetzeserfüllung, oder Verdammnis. Dann ein langes Schutzgebet für Herrscherhaus und Obrigkeit. Es war die alte, hergebrachte Weise; das alles klang so hoffnungsarm, so drohend, so voller Härte. Regulus erhob sich leise vor Schluß der Predigt. Draußen lag der Gottesacker einsam, von Sonnengold überstarrt, zwischen versunkenen Grabsteinen und morschenden Holzkreuzen flammten späte Herbstblumen in greller Farbenpracht. Verwitterte Inschriften kündeten die Namen der Schläfer; vom Kirchlein her kam süßer Orgelklang und floß über die Gräber in dünnen, zitternden Tönen: wie sie so sanft ruhn, alle die Toten.

Er aber, der da einherwandelte zwischen modernder Lebenssaat, noch durfte er aufatmen im Sonnenlichte, noch war das Heute sein. Kraftvollen Schrittes entwand er sich den hohen Friedhofsgräsern, den heftenden, wuchernden Brombeerranken. Drüben in flimmernder Mittagsluft lag der Pfarrhof, fast menschenleer, nur hinter dem Küchenfenster erschien zuweilen das weiße Flügelhäubchen der Pfarrerin; die rüstete in Gemeinschaft ihrer Mägde das Sonntagsmahl. Und plötzlich bot sich den Augen des Nahenden ein reizendes Bild.

Aus dunklem Türrahmen, mitten hinein in den blendenden Glanz des Hofplatzes trat, scheu umherspähend, das Lorle. Sie hatte die Ärmel ihres Gewandes emporgestreift; ein wenig ängstlich, ein wenig fröhlich blickend, schleppte sie, weit ausgestreckten Armes, Christophers große Muskete über den Kies. Das ungefüge Ding zog sie zum Brunnen, unterwarf die Schloßteile einer gründlichen Wassertaufe. Dann richtete sie auch den Lauf der Waffe behufs energischer Ausspülung unter den Brunnenschwall. Das gab ein Gurgeln, ein Sprudeln, ein fröhliches Niederplätschern der überquellenden Wasserstrahlen auf das zierlich geschürzte Kleid, auf Lorles zarte rundliche Arme. Schmollend, doch freudevoll ob geübter Mädchenlist verschwand sie mit der unschädlich gemachten Waffe im Hausflur.

Der kurze Vorgang, den Regulus belauscht, sagte ihm mehr, als hundert Offenbarungsworte heimlicher frohherziger Liebe zu tun vermocht hätten. Glückselig lächelnd umging er den Pfarrgarten, erreichte das Haus durch eine Seitenpforte. Bald nach dem Mahle riefen die Glocken von neuem zur Andacht; diesmal beteiligten sich die Frauen am Kirchgange. Christopher war ins Dorf hinabgeschritten, um mit seiner Uniform Staat einzulegen; drunten im Wirtshause sollte Erntetanz stattfinden. Als die Frauen heimgekehrt waren, genossen Mutter und Sohn ein volles, reiches Plauderstündchen. Er sprach von Hoffnungen, die er selbst kaum teilte, beruhigte, tröstete die Greisin. Zuletzt nahm er sacht ihre zitternde Hand und führte die welken, lieben Finger

über seine Stirn in leisem, unmerklichem Kreuzeszeichen. Später, in der Tiefe des Pfarrgartens traf Regulus das Lorle. Sie wandelten lange durch die verwilderten Gänge, von gleichgültigen Dingen redend, gepreßten Tones und beklommen; hinter ihren Schritten hob der Wind das welke Laub in wirbelndem Totentanze. Schwer atmend umschlang er sie endlich, so daß sie das Köpfchen voll zu ihm emporwenden mußte.

„Wie schön sind deine Augen, Lorle; so braun, so fröhlich, so voller Glanz. Das kommt, weil du als Kind schon tief hineingeschaut hast in viel Gutes und Frohes, in lauter Sonnenblumen und Goldlack. Ach, wie bist du um deinen Frieden zu beneiden, um das stille Glück im Elternhause —"

„So dachtest du wohl nicht allezeit", sprach sie aufseufzend. „Wie hättest du sonst in den entsetzlichen Krieg ziehen, uns allen das Herz so schwer machen können? Und meine Augen — geh, wie soll ich's glauben, daß du sie liebhast, wenn du mir's nicht einmal ganz ernst und gewißlich sagen willst?"

Er umschlang sie fester, wie schützend und tröstend. „Deine Augen, Lorle, hab' ich geliebt von Kindheit an, ihr Leuchten nahm ich mit in die Ferne, es war bei mir jederzeit. Aber längst auch, mein Lieb, standen noch andere Augen über meinem Leben, ernste mahnende Sterne. Sie riefen mich hinweg von stillem Erdenglück, sie wiesen mir den Weg zu einsameren Gipfeln. Der Weg ist weit, und hart fällt's, ihn zu wandern, wenngleich er sicher heimwärts führt."

„Ich will auf dich warten," sprach Lorle entschlossen, „aber zu lange darf's nicht dauern. Versprich mir das, nicht gar zu lange."

Aus seiner Brust brach ein schluchzender Laut. „Lorle, vor dir steht ein verlorener Mann, dessen Zukunft nach Menschenermessen zerschlagen ist. Dort, hinter den Bergen liegt das Schweizerland, dort winken uns Duldsamkeit, Rettung. Auf den Armen trage ich dich hinüber. Wohlan, willst du dein Los an meines ketten, jeden Lebenskampf, jeden Kelch mit mir teilen? Willst du mein treues Weib werden? Willst du, falls Gott uns Kinder schenkt, sie mir erziehen helfen zu Wahrheitssuchern, zu freien Menschen?"

„Ich will es," sprach sie, „denn ich glaube an dich und habe dich lieb."

Ein großer Sturm hob ihm das Herz; in einem Augenblicke, der Jahre aufwog, durchlitt er die Schauer tiefster Liebesseligkeit, heißester Versuchung, mannhaftesten Lebenssieges. Einen Überwinderkuß hauchte er auf ihr dunkles Haar, dann lösten sich seine Arme von der schluchzenden süßen Mädchengestalt. „Es ist besser, daß wir warten, bis ich heimkehre; Gott segne dich, mein Lorle."

Die Sonne war untergegangen, über den herbstlichen Garten kam Dunkelheit. Vom Dorfe her klangen verwehte Geigenstriche ferner Tanzmusik.

„Ich hätte noch viele Fragen", sprach Lorle schüchtern. „Jene fremden Augen, von denen du sprachest — vergib mir, ich habe nicht völlig verstanden ... Du liebst

doch kein anderes Weib? Und wann wirst du heimkommen? Wird dann der Vater versöhnt sein, und werden wir Hochzeit halten können hier im Pfarrhause?"

„Ja," entgegnete Regulus, „wenn wir Hochzeit halten, so wird das eine große Feier werden, und ganz gewiß im Elternhause. In einem Vaterhause, wo es kein Leid mehr gibt und kein Mißverstehen. Jene Frau, Leonore, die ich mehr geliebt habe als dich, sie heißt die Freiheit."

Er richtete sich empor, völlig verändert, fremdartig groß. Sie hob das verweinte Köpfchen und legte ihre Hand zum Abschied auf seine Stirn. Er empfand dieses letzte Erdenglück nur noch wie einen Hauch aus weiter Ferne, wie das kühle Niedergleiten des schwarzen unvergänglichen Lorbeers auf eine Triumphatorstirn. Er blieb allein. Die Nacht war gekommen, durch sie, die windmurrende, schritt er hinab, weckte Christopher und begehrte weitergeführt zu werden. Der lange Mensch weigerte sich dessen entschieden, er hatte viel Festesfreude genossen, und verwarf das Ansinnen einer nächtlichen Fußwanderung hartnäckig. Der Hinweis auf Rastatt verfing wenig; jener Ort sei ihm stets zuwider gewesen. Hierbei vermaß er sich einiger recht sonderbündlerisch-lästerlicher Reden; er sei badisches, eigentlich fürstenbergisches Landeskind, der Staat Preußen könne ihm seinethalben gestohlen werden. Endlich gelang es, ihn zu ermuntern; auf etwas stolpernden Beinen geleitete er seinen seltsamen Gefangenen zum Dorfe hinaus. Nach zwei Tagen erreichten sie Rastatt; vor dessen Toren

umarmten sie sich als Männer, die ihren Schwur gehalten.

Drinnen ward der Unterschleif sofort entdeckt. Christopher erhielt einen grimmigen, oftmals Standrecht heraufbeschwörenden Verweis nebst entsprechendem Vermerk im Marschbuche.

Und Regulus?

Was ihm geschah, errät ein Kind. Den Traum, dem er geblutet, der sich erfüllt hat in sichtbarer Einheit, bespottet heute kaum noch ein Soldatenkind. Und nach des Traumes Endziel, nach edler Freiheit hält hellen Auges, zukunftsfreudig Ausblick jedwedes deutsche Kind.

Der Heiland der Tiere

Das waren trübe Weihnachtstage, die der Schachengütler erleben mußte. Eine Woche hindurch hatte es geschneit, rastlos in stürzenden Massen, wie es nur im Hochgebirge schneien kann; jetzt lagen Gütlein und Haus auf einsamer Halde unter Schneemassen begraben, abgeschnitten vom menschlichen Verkehr. Bis an den Schornstein ragte die weiße, vom heulenden Winde zusammengewirbelte Wand, und vom Dache herab gewahrte das Auge nur Schnee, blendenden Schnee, der in weichen welligen Kuppen, bis zur halben Höhe der Bergtannen aufgetürmt, die Täler und Mulden füllte, die Wege schließend, alles belagernd, überspannend mit flaumiger Decke. Noch immer fielen rastlos massig gedrängte Flocken, und wenn sie nachlassen wollten, erwachte der Ostwind mit Wut, blies neues, schwer beladenes Gewölk daher, stieß mit hohlem Brausen durch den stöhnenden Bergwald, wirbelte Schneesäulen empor, sie mit sich führend quer über Weg und Steg, weit hinaus in das tief begrabene Land. Gab es zuweilen zwischen den tanzenden Flocken eine flüchtige Helle, so pflegte der Schachenbauer den Kopf zur Dachluke hinauszustrecken und zum Dorfe hinabzuschauen. Auch dort sah er nur wenig Tröstliches. Die Dächer der Häuser hoben sich knapp über den stäubenden Schneewall, und wenn der Sturm zeitweilig schwieg, drang aus dem halbverschütteten Kirchturm der Klang des Notglöckleins schrill

und wimmernd bis zur verlassenen, erstorbenen Halde hinauf.

An Not fehlte es nicht dem eigenen Hause des Schachenbauern. In der Christnacht hatte sein Weib einen Knaben geboren; jetzt lag sie in hitzigem Fieber ohne Arznei noch Hilfe. Das Kindlein war vom Bauern, so gut es anging, in Windeln gehüllt und in einen alten Tragkorb gebettet worden; es hatte lange und kläglich nach Nahrung gewimmert, endlich war es, vor Erschöpfung fast leblos, eingeschlafen. In dem niedrigen, schneedunklen Zimmer saß der Mann ohne Bewegung, den Kopf auf die Tischplatte gelegt. Die tiefe Stille wurde nur durch das unruhige, hastige Atmen der Kranken unterbrochen; zuweilen klirrte eine Halfterkette hinter der Stubenwand, und das stoßweise, ängstliche Brüllen einer Kuh wurde hörbar. Wenn dies geschah, sprang der Bauer wie von Hoffnung beseelt empor und griff nach einer Tasse, die auf dem Herde stand. „Ein Tröpflein Milch, wenn sie nur ein Tröpflein Milch geben möchte, die Bleß", sprach er vor sich hin, indem er eilte, sich nach dem Stalle zu begeben. Weit brauchte er nicht zu gehen, denn nur eine Lattentür trennte das Ställchen vom Wohnzimmer. Es war ein niederes Gelaß, an die Hauswand angefügt, auswendig mit Lehm beworfen, im Innern gegen die Kälte mit Brettern verschalt. Dort stand, eine alte Decke als Röcklein tragend, die Bleß, eine schöne weißgefleckte Kuh; sie sah sich nach dem Bauern um, als wollte sie sagen: Was nützt uns beiden die Tasse, da du doch weißt, daß die bravste Kuh nicht Milch geben kann, wenn keine

Handvoll Halm im Hause ist. So dachte die Bleß und hätte gern ihre Streu verzehrt, wenn solche nur, wie es bei reichen Bauern Brauch ist, von Stroh gewesen wäre, nicht aber von eitel Torf. Der oft erneute Versuch, Milch zu gewinnen, blieb deshalb auch jetzt ohne Ergebnis. Mit schwerem Herzen ging der Bauer ins Zimmer zurück und beugte sich über das schlafende Kindlein. Es atmete so schwach, daß ihm bange ward und er vorsichtig mit dem Finger antupfte, um zu fühlen, ob es noch warm sei. Die Dunkelheit hatte zugenommen. Draußen war der Sturm losgebrochen und tobte um das Häuslein in langgezogenen heiseren Tönen wie ein Hund, der den Tod anheult. Den Bauer befiel eine dumpfe, peinigende Seelenangst. „Herr Gott, heiliger," betete er, „laß mir den Bub nicht sterben oder gar die Frau, die Frau. Wenn nur die Bleß möcht' ein einzig Tröpflein Milch geben." Er begann unruhig auf und ab zu schreiten; endlich kam ihm ein helfender Gedanke. Seinen Schlafsack riß er aus dem Bettgestell, trennte die Nähte und schüttelte den Inhalt auf den Estrich. „Dürres Laub," sprach er vor sich hin, „sie tut es vielleicht fressen, die Bleß, und Milch geben, das wäre die Rettung." Er lauschte noch einmal nach dem Bette der Kranken hinüber, ergriff einen Arm voll Laub und schritt zum Stalle. Vor der Tür blieb er vorsichtig stehen. Sonst raschelte die Bleß stets mit der Kette, wenn sie seinen Schritt erkannte, heute blieb alles stumm und unheimlich ruhig. Es fiel ihm ein, daß in den heiligen Nächten die Tiere auf Stunden menschlich würden und vor ihren

Krippen knieten; wer sie so überrasche, müsse im Lauf des Jahres sterben. Gern wäre er umgekehrt, allein die Sorge um sein Kind trieb ihn vorwärts. Die Bleß hatte sich vor Mattigkeit niedergetan und sprang jetzt schellentönend auf. Ob sie gekniet habe, konnte der Bauer zum Heil nicht erkennen; er trat näher und schüttete ihr vor. Sie schnoberte zögernd sehr sachte in dem ihr ungewohnten Futter, dann wandte sie sich von der Krippe, streckte wie hilfesuchend den Kopf unter den Arm ihres Herrn und verblieb so ohne Bewegung. Den Schachengütler überlief es, als sich das Tier an ihn preßte; mit dem Menschlichwerden hatte es bestimmt seine Richtigkeit. Vielleicht möchte die Bleß jetzt um so leichter einsehen, daß sie Milch geben müsse, wenn das Kindlein drinnen am Leben bleiben solle. Mit abgebrochenen Worten, dann immer eindringlicher begann er dem Tiere zuzureden wie einem vernunftbegabten Wesen. „Friß, meine liebe Bleß," murmelte er scheu; „es kommt auf ein einzig Tröpfel Milch an, gibst du das nicht bis morgen, so muß mein unschuldiges Kindlein Hungers sterben. Gib her, Bleß, und laß mich nicht im Stiche; hilfst du mir diesmal aus der Not, so sollst du es gut bei mir haben dein Leben lang. Ja, das Gnadenbrot sollst du erhalten, das verspreche ich dir bei allen heiligen Nothelfern." Er harrte, den Atem anhaltend, in unbeschreiblicher Spannung. Es war, als ob die Bleß ihn verstanden habe. Sie wandte den Kopf wieder der Krippe zu, blies hinein in das knisternde Laub; noch einen Augenblick nagender Angst — dann gottlob! sie

begann das Vorgestreute zu verzehren. Der Bauer lauschte unbeweglich dem leise malmenden Kauen, dann begab er sich behutsam in das Wohnzimmer zurück. Beim Lichte des Kienspans untersuchte er die ärmlichen Vorräte, welche ihm verblieben waren. Das Brot war aufgezehrt, aber noch besaß er einen Rest Mehl, davon konnte er eine Einbrennsuppe bereiten für die Kranke. Es war ein kleiner, sehr kleiner Vorrat; dennoch teilte er von dem wenigen zwei Handvoll ab zu einem warmen Tranke für die Bleß. Rasch ward Schneewasser erwärmt, das Mehl eingerührt und ein gefüllter Kessel der Bleß zugetragen. Während sie langatmig trank, hatte der Schachenhäusler aufs neue mit klopfendem Herzen die Tasse herbeigeholt. Wieder ein Augenblick unsagbarer Spannung, unter deren Wirkung das Herz dem starken Manne hörbar an die Rippen pochte, dann, allen Heiligen sei Dank — rieselte ein feiner, weißer Strahl hervor, warm und schaumig die Tasse bis zum Rande füllend. Mit unterdrücktem Jubelrufe stürzte der Mann nach dem Wohnzimmer. Dort erhob sich der feine, winselnde Wimmerton des erweckten Kindleins, der bald in tiefes Schweigen überging, bis endlich mit einem wohligen Seufzer der Sättigung der Säugling einschlummerte. Die Kranke, einen Augenblick fieberfrei, hatte sich im Bette aufgerichtet und blickte beim Lichte des Kienspans — ihr war so feierlich zumute — mit tränenden Augen und gefalteten Händen zum geretteten Kindlein hinüber.

Zwei Tage später erschollen von draußen menschliche

Stimmen, und Schaufelstöße wuchteten durch die Schneewand an die Haustür. Etliche Holzfäller, riesenhafte Gestalten mit vereisten Bärten, die Glieder in Tuchfetzen gehüllt, hatten das Notzeichen des Bauern — einen zum Schornstein hinausgesteckten Kehrbesen — bemerkt und nach schwerer Mühe einen Weg zum Tal geschaffen. Sie brachten Lebensmittel, und so durften, nachdem die Tür zum Heustadel freigeschaufelt worden war, die Schachengütlersleute für diesmal dankenden Herzens sich der Rettung freuen. —

Der Knabe wuchs heran. Sein erstes Lächeln, sein erstes Lallen galten seltsamerweise nicht den Eltern, sondern der Bleß; der erste Gang, den er auf seinen unbehilflichen Beinchen selbständig wagte, trug ihn in den Stall zu seiner Milchmutter. Stundenlang saß er auf der Krippe bei der braunen Freundin, streichelte ihren glatten Kopf oder ließ sich furchtlos, als Beweis des guten Einvernehmens, von ihrer rauhen Zunge die Hände lecken. Später, als es auf die Weide ging, trabte der kleine Bursche seelenvergnügt in geflickten Höschen, eine belaubte Gerte in der Hand, voran, während die gutmütige Bleß ihm gesenkten Kopfes behutsam nachfolgte. Auf der Weide teilte der Kleine sein Brot mit ihr, und hielt später die Bleß wiederkäuend Mittagsruhe, so lag er daneben und schlief in seliger, ungetrübter, zukunftssicherer Freundschaft.

Wieder war ein Winter glücklich überstanden. Das Frühjahr aber zeitigte eine Sorge, deren Eintreffen der kundige Bauer mit Unbehagen vorausgesehen hatte.

Das Schachengut war ein armes, das nur eine Kuh litt; diese mußte arbeiten und die Häuslersleute obendrein mit Milch versorgen. Nun war die Bleß alt geworden und bequem, zum Unglück ging ihr völlig die Milch aus. Wäre die Bleß eine gewöhnliche Kuh gewesen, so hätte der Bauer nicht lange gefragt und, froh der Hoffnung, ein Geschäft abschließen zu können, die alte Helferin verkauft. So aber hatte die Sache ihren Haken, denn der Bauer wußte gar wohl, wohin die alten Kühe wandern müssen, wenn sie untüchtig geworden sind, den Menschen anders zu dienen, als mit ihrer Haut. Wenn der Bauer an jene Christnacht dachte, in welcher die Bleß vor der Krippe — man kann es nicht wissen — gekniet und, obwohl halb verhungert, den Dienst nicht versagt, seinem Buben, ihnen allen das Leben erhalten hatte, brannte ihm jenes Versprechen, das er damals gegeben, auf der Seele. Das Gnadenbrot hatte er der Bleß gelobt, und wer weiß, ob das Gelöbnis nicht als Schwur anzusehen sei, weil es gerade in der heiligen Christnacht abgelegt worden, wo das Vieh, wie's schon die Großeltern lehrten, vermenschlicht wird. Dazu kam die Freundschaft des kleinen Buben mit der Nährmutter, ein Bündnis, wie es inniger wohl niemals zwischen Mensch und Tier beobachtet worden war. Der Bub, falls es zum Äußersten käme, dürfe auf keinen Fall erfahren, zu welchem Zwecke die Gespielin fortgeführt werde; die Mutter müsse ihm ein Märlein erzählen, etwa das Märlein von einem Kuhhimmel, dahinein die braven Tiere zu ewiger Weide versetzt würden. Ein-

mal — selbst wenn seine Armut es litte, der Bleß Unterstand zu geben bis an ihr Ende — müsse sie ja doch sterben. Er begann zu rechnen, sah eine junge, neue Kuh im Stalle, hörte im Geist ein halbes Dutzend vollzählige Karolinen als Nettogewinn in die Tischlade klappern — und eines Tages — die Mutter hatte den Buben mit sich nehmen müssen zum Reisigsammeln — kam ein behäbiger Mann in Leinwandkittel nebst schwarzer Seidenmütze, der ging in den Stall, besah, bemäkelte, fühlte, wieviel Fett die Bleß auf den Rippen habe, und folgte schließlich zur Erweisung der üblichen Höflichkeit dem Bauern in das Haus. Dort erhob sich alsbald ein hitziges Handeln, denn wenigstens wollte der Schachengütler dafür, daß er sein Bedenken zum Schweigen brachte und die alte Gefährtin verriet, gut bezahlt werden. Nach einer Weile verstummte der Wortwechsel, und es kam der vom Bauern ersehnte Augenblick, da in der stillen Stube die Silbergulden auf dem Brette klangen. Spät am Abend war's dem Schachenbüblein, das, vom Holzlesen müde, frühzeitig einschlummerte, als ob Vater und Mutter im Wohnzimmer ungewöhnlich eifrig und leise sprächen, bis endlich der Bauer mit der Hand auf den Tisch schlug und die Bäuerin leise zu weinen begann. Aber das Büblein schlief bis in den Tag hinein. Als es aufstand, begegnete ihm die Mutter weicher noch und liebreicher als gewöhnlich. „Wo ist der Vater?" frug der Kleine, die Strümpfe über seine drallen Beinchen ziehend. „Ausgegangen, Bub", sprach die Mutter abgewandten Gesichtes. Sie hätte ihn vorbereiten mögen

auf den drohenden Verlust, allein sie fand keine Zeit dazu, denn schon war der Kleine durch die Stube gehüpft und hatte den Riegel der Stalltür zurückgeschoben. „Mutter, wo, wo ist die Bleß?“ schrie er auf. Dann schwieg er ein Weilchen still, als müsse er sich die Augen reiben und zur Besinnung gelangen. „Mutter, wo ist die Bleß?“ rief er zum zweitenmal, in die Betonung des Namens der Verlorenen eine solche Fülle von Weh, aufkeimendem Argwohn und Herzensangst legend, daß der Bäuerin das Wasser in die Augen schoß. „Zum Dorf hinunter mit dem Vater“, erläuterte sie zögernd und mit sich kämpfend, ob sie dem Kleinen die schreckliche Wahrheit nicht lieber frischweg in vollem Umfange mitteilen solle. Aber ihr fehlte der Mut dazu. „Geh her, dummer Bub, und flenne nicht,“ sprach sie mit angenommener Rauheit; „schau, ich richte dir heut' einen Eierkuchen, und darfst vom Zimt selber dazu tun, so viel du magst.“ Sie verschwand im Hause, um das Versprechen zur Tat werden zu lassen. Als sie nach einer Weile zurückkehrte, war das Büblein verschwunden. Sie rief seinen Namen allerseits um die Hütte, suchte im Garten bei den Himbeerstauden, endlich ward ihr bange; sie nahm die Röcke zusammen und lief den Weg zum Dorfe hinab, von Zeit zu Zeit stehenbleibend und nach dem Buben ausschauend. Unten im Dorfe ward ihr Bescheid. Das Kind sei vor einer Weile angelangt und habe gefragt, ob der Vater vorbeigegangen sei mit einer braunen Kuh. Man habe ihm die Richtung gewiesen, und da sei der Bub fortgerannt die Landstraße

hinunter, obwohl er nur mit Hemd und Höslein bekleidet gewesen.

Weitere Auskunft vermochte man der armen Frau nicht zu geben. Hätte sie den Hügel über dem Dorfe erklommen, so wäre ihr vielleicht weit auf der Landstraße ein Staubwölklein sichtbar geworden. Das hob der Sommerwind hinter einem blassen Bürschlein, das dahineilte, so rasch seine Beinchen es tragen wollten. Das Kind hätte sich zu Tode gerannt, wäre das Nachbardorf noch um ein weniges entfernter gewesen. Zum Glück stiegen dessen rußige Ziegeldächer dicht hinter einer sanften Bodenwelle hervor, auf der die Saaten rauschten. Die Ortschaft war eine stattliche; sie erschien besonders belebt, weil Markttag abgehalten wurde und viele Leute aus den umgebenden Dörfern zusammengeströmt waren. Dieser Umstand kam dem Bübchen zugute. Es achtete keiner auf den barhäuptigen, nur halb bekleideten Burschen, er konnte getrost in dem Menschengedränge zwischen zusammengeschobenen Wäglein und abgeschirrten Gespannen seine stumme Suche fortsetzen. Vor dem Wirtshause, an dessen Schild ein frischgewundener, goldgelber Strohwisch sich schaukelte, war das Gewühl trotz der frühen Tagesstunde am größten. Wie der Kleine auf den Eckstein kletterte, um in die Scheiben blicken zu können, sah er zwischen den behäbig zechenden Bauern, die mit aufgestemmten Ellenbogen die Tische in Beschlag genommen, den Vater sitzen; der trug den Hut im Nacken, tat den andern lebhaft Bescheid und schien gegen seine Gewohnheit über-

aus gesprächig zu sein. Gern hätte sich das Büblein ins Zimmer geschlichen, doch traute er sich dessen nicht wegen der vielen fremden Männer. Auch dachte er, daß, wo der Vater weile, die Bleß nicht fern sein könne. Er beschloß, in den Ställe nNachschau zu halten; dort aber standen nur Pferde, die zusammengepfercht ihr Futter verzehrten und von Knechten der Wirtschaft hastig versorgt wurden. Hinter den Ställen lag freies Feld; doch unweit davon erhob sich ein andres viereckiges Gebäude in weitem Hofraume, der durch einen Plankenzaun eingefriedigt war. Die Tür stand halb offen, vor ihr häufte sich eine Schar Dorfkinder, Mädchen mit Säuglingen auf den Armen, einander überkletternd, die Hälse reckend, sich zusammendrängend. Aus dem Vorhofe schallten dumpfe Schläge, Knarren von Rädern, wirre Tierstimmen, Blöken und Brüllen. Jetzt stoben die Kinder auseinander, von drinnen war ein Holzscheit nach ihnen geschleudert worden, ein großer, fetter Hund erschien mit plumpen Sprüngen, wurde jedoch durch einen Pfiff zurückgerufen. Nach wenigen Augenblicken kam das Tier von neuem hervor, einen frisch ausgeschälten Knochen tragend, den es seitwärts auf dem Felde unter bösartigem Knurren zu verzehren begann. Das Schachenbüblein wußte nicht, warum ihn ein unerklärliches Gefühl, dem er nicht widerstehen konnte, dem unheimlichen Gebäude so rasch zutrieb, als seine müden Beinchen es vermochten. In der Tür trat ihm ein Knecht entgegen, dessen entblößte Arme, dessen schmutziger Schurz von Blut starrten. Er hatte das Holzscheit vom Boden auf-

gesammelt und schwang es unter Schimpfen, den kleinen Buben stierte er aus rotem, gedunsenem Gesichte bedrohlich an. „Die Bleß, wo ist unsre Bleß, die Kuh vom Schachenbauern?" schrie ihm das Büblein, unbekümmert um das gehobene Wurfholz, angsterfüllt entgegen. Der Knecht musterte das Büblein, weil es allein war und nicht fortlief, einen Augenblick unsicher mit verschwimmenden Augen; der Tag war heiß, und die Schlächter tranken reichlich Bier bei ihrer Arbeit. „Die Kühe, dorten stehen sie, wenn du was auszurichten hast", meinte er, sich schwerfällig abwendend und einen Haufen frischer Schafhäute vom Boden raffend. Die Tür ward frei, der Schachenbub lief näher und blieb im Hofe mit aufgerissenen Augen, von Entsetzen ergriffen, stehen. Drinnen wurde für den Wochenbedarf geschlachtet. Dieser Bedarf war groß, und die Arbeit wurde mit aller Macht abgetan. Hier endete ein geknebeltes Schwein, welches zwei Männer niederhielten, nach viertelstündiger Marter unter dem Messer, während sein markdurchdringendes Geschrei, mit dem spärlicher fließenden Blut immer schwächer werdend — so verlangt es die ländliche Schlachtkunst —, stoßweise, in Absätzen verröchelte. Dort wurde ein kläglich blökendes Kalb unter Kniestößen über den Schragen geworfen und festgeschnürt; dort hingen an der Lattenwand, den Kopf nach unten gekehrt, Schafe. Sie rangen ihren Todeskampf, denn sie waren bereits abgestochen und das Blut rann langsam aus der durchlöcherten Kehle in den niedergestellten Holzeimer. Ihre Qual währte

lange, denn die hängende Lage hielt jeden rinnenden Tropfen im Hirne, dem Lebenssitze, zurück und verzögerte die erlösende Verblutung. Sie hingen geduldig, bis der letzte Lebenstrieb sich geltend machte und sie, wie von Entsetzen geschüttelt, noch einmal zu zucken begannen. Dann streckten sie sich, indessen ihr großes, gequältes Auge zu Glas erstarrte. Ein Seitenschuppen war für das Großvieh eingerichtet, Winden und bluttränkte Stricke hingen von der Decke herab, ein Beil diente zum Niederschlagen der Tiere. Eben war eines nach vielen schlecht und nachlässig geführten Hieben gefällt, daß es mit tiefem, dumpfem Aufröcheln seitlings niedersank. Das Messer wühlte tief in seiner Kehle, und ein Blutstrom schoß gurgelnd über den Boden des Schlachthauses. Da tat der sprachlos dastehende Knabe einen Schrei, wie ihn wohl niemals eine Kinderbrust ausgestoßen — angebunden an einen Querbalken sah er die alte Helferin, die Bleß. Augenscheinlich sollte jetzt die Reihe an sie gelangen. Sie hatte stundenlang warten, stundenlang ansehen müssen, was mit ihren Vorgängern geschah, denn sie stand unbeweglich vor Entsetzen, die Füße auseinanderspreizend, ihr braunes Fell durchnäßt vom Schweiße langverhaltener Todesangst. Als sie den Schrei hörte, wandte sie den Kopf; sie erkannte den kleinen Freund, und ihr angsterstorbenes Auge bekam ein Leuchten rührender Zuversicht. Sie stieß ein kurzes, jubelndes Brüllen aus, riß machtvoll an ihrem Stricke. —

„Was will der Bub?“ schrie einer der Männer mit zornheiserer Stimme, „wer heißt ihn gaffen, und wer

hat ihn hereingelassen? Her mit der Kuh, der braunen, daß wir fertig werden vor Mittag. Vorwärts, zugefaßt! ... Willst gar noch stoßen, Kuhluder, du verhölltes?"

Einer der Knechte rannte fluchend herbei und wollte das Büblein hinauszerren. Einmal noch sah dieses den stummen, hilfesuchenden Blick, hörte noch einmal das verzweiflungsvolle Brüllen der braunen Bleß, der alten Gefährtin. Dann war es aus mit ihm. Wie der Wirbelwind ein junges Bäumchen ausreißt, fühlte sich das Kind vom kalten Schauer gerüttelt, in Nacht versenkt und niedergestreckt auf den blutdurchtränkten, schlammigen Erdboden.

Inmitten eines Zusammenlaufes von neugierigen Marktgängern gewahrte der Schachenbauer durch die Scheiben des Wirtshauses, wie sein keuchendes, jammerndes Weib das wachsbleiche Büblein herbeitrug. Ein mitleidiger Krämer lieh ein Wäglein zur Heimfahrt; den Schachenberg hinauf mußten die verzweifelten Eltern den kleinen Körper auf ihren Schultern tragen. Nach banger Erwartung erschien der Arzt, allein sein Ausspruch lautete unbestimmt, wenig hoffnungsreich. Das Knäblein, durch die Angst und sein eiliges Laufen bereits erschöpft, habe einen so gewaltigen Schrecken, eine so furchtbare Gemütsbewegung erlitten, daß es niedergeschmettert worden sei wie von einem Fausthiebe. Eine Gehirnentzündung stehe bevor, und es sei mehr als fraglich, ob im vorliegenden Falle sie sich ihr kleines Opfer entreißen lassen werde. Jammer und bittere

Angst zogen bei den Schachenleuten ein, aber die Gebete der unglücklichen Mutter bannten den ärgsten Gast, den Tod, von der ärmlichen Schwelle. Freilich ward das lebensfrohe Büblein in einen Schatten verwandelt. Über das Denkvermögen des Kindes schien sich ein Schleier gelegt zu haben, durch welchen nur mühsam die Vorstellungen der Gegenwart drangen, während unter der Hülle die Visionen erlebter Schrecknisse unklar fortlebten und zuweilen, scheinbar grundlos, in Gestalt wilder Angstanfälle hervorbrachen. Nur die Mutter durfte in solchen Stunden dem Kleinen nahen, zum Vater sah er mit unüberwindlicher Scheu, mit Entsetzen empor, als könne er das furchtbare Rätsel, warum gerade der Vater die Bleß zum Schlachthause geschafft haben mußte, nicht erfassen noch deuten. Selbst der schwindende Sommer brachte wenig Besserung. Stundenlang saß das Büblein, den kleinen, mageren Körper in eine alte Joppe gehüllt, vor der Türschwelle unter dem Holunderstrauche, jedem Strahle der schrägen Herbstsonne fröstelnd nachwinkend, so weiß und zerbrechlich anzusehen, wie die spröden Marienfäden, welche still gezogen kamen und sich über sein Gesicht legten, aber beim müden Zugreifen in seinen schwachen Händchen zu nichts verrannen.

Dazumal fiel dem Schachenbauer ganz unvermutet eine Erbschaft zu. Er hatte von Jugend auf das Geld geliebt; nun, da er solches besaß, wollte er mit seinem Pfunde wuchern, seine Habe nützen und vorsichtig mehren. Die Bäuerin mußte vorerst unverbrüchliches Stillschwei=

gen hinsichtlich des Glücksfalles geloben. Dies war nicht nach dem Sinne der Frau, denn am liebsten hätte sie den Armen reich mitgeteilt, schon um des Bübleins willen, dem die Gnade des Himmels so ganz besonders not tat. Noch immer lastete ein schwerer Druck auf dem Gemüte des Kleinen, die Verstandesregungen lähmend, die Entwicklung des schwächlichen Körpers zurückdrängend. Weinend mußte die Bäuerin lernen, daß sich Gesundheit um Geld nicht einkaufen lasse. Endlich packte der Vater seinen Buben auf, um in der Bezirksstadt bei einem Professor, der die Herrenleute kurierte, Rat zu erholen; dieser gab den Bescheid, daß nichts anzuwenden sei als Luftveränderung nebst gänzlichem Wechsel der bisherigen gewohnten Umgebung.

Obwohl der Bauer schweres Mißtrauen gegen die Kenntnisse jener Doktoren hegte, welche nicht reichlich Medikamente verschrieben, erwog er dennoch auf der Heimfahrt den erhaltenen Bescheid gar eindringlich, weil dieser Bescheid mit einem Plane, den er heimlicherweise ersonnen, vortrefflich übereinstimmte. Ja, Veränderung, Wechsel, namentlich Eintausch der bisherigen Dürftigkeit gegen die behaglichen Verhältnisse eines Großbauern sehnte der Schachengütler herbei, und kommender Reichtum, so meinte er, werde auch die beste Arznei für den Buben abgeben. Aber vorsichtig mußte gehandelt werden, um es so weit zu bringen, vorsichtig, nach allen Künsten bäuerischer Verschlagenheit. Und darin war der Schachengütler Meister. Er verkaufte sein Gut mit großem Vorteil.

Der Erlös des Hofes, vereint mit dem geheimgehaltenen Erbe, bildete ein schweres Sümmchen. Dies im Gurte, fuhr der Bauer südwärts ins Welschtirol. Ein ländlicher Agent hatte ihm zugetragen, daß ein beträchtliches Anwesen, durch Erbteilungshader der Besitzer belastet, aus freier Hand verkauft werden solle. Der Schachenbauer fand ein großes Landgut mit verwahrlosten Äckern, geringem Viehbestande, doch dauerhaften Baulichkeiten; sein praktischer Blick erkannte, daß wenige Jahre tüchtiger Arbeit genügen würden, um den vernachlässigten Hof in einen wertvollen Besitz zu verwandeln. Zwar waren noch andre Kaufliebhaber vorhanden, allein der Schachenbauer hatte den Vorteil baren Geldes auf seiner Seite; er erhielt den Hof zu einem billigeren Preise, weil er die Kaufsumme in Gold und Scheinen auf den Tisch zu zählen wußte. Vom Restteil des Erlöses erwarb er prachtvolles Vieh; das frühere Gesinde entließ er, mit Ausnahme des Dionys, eines halbwüchsigen Buben, der dem früheren Besitzer, man wußte nicht woher, zugelaufen war. Diesen behielt er um Gottes willen, und auch in der Absicht, sich an dem Buben ein brauchbares, wohlfeiles Knechtlein heranzuziehen.

So war der Schachengütler Großbauer geworden; der Bühlhofbauer, wie man ihn nach dem neuen Besitze nannte. Als tüchtiger Landwirt bewies er sich gar bald, das mußten ihm Neider wie Feinde lassen, deren er, schon weil er nicht zu den Einheimischen zählte, eine stattliche Schar besaß. Er kümmerte sich um diese schein=

bar wenig, arbeitete mit zähem Fleiße weit härter, als man in Welschtirol zu schaffen pflegt; Mut, Arbeitskraft, Gesundheit schwollen ihm mächtig. Anders ging es mit der Bäuerin. Ein Stück ihres Herzens war in der alten Heimat verblieben, sie konnte es nicht verwinden, daß man sie unerwartet dem Boden, auf dem sie in Mühe und Ehren grau geworden, entwurzelt hatte. Von einer Wallfahrt, die sie um des Bübleins willen unter hartem Fasten angetreten hatte, kehrte sie todkrank heim, und kurz darauf kniete der Bauer vor dem schmalen Sarge, in dem die irdische Hülle seines Weibes der Auferstehung entgegenschlief. Das Scheiden war der armen Mutter bitter schwer gefallen, denn trotz sorgsamster Pflege und heißesten Flehens hatte sie nicht erleben dürfen, daß sich die finstere Decke lüftete, die über den Geist des Bübleins gezogen schien. Als sie es sterbend in Qual und stürmischer Liebe an ihre Brust gepreßt hielt, war kein anderer Schimmer in den braunen Augen des Kindes aufgestiegen, als der einer angstvollen, weinerlichen Regung. Jetzt saß das Büblein auf dem Estrich und haschte nach den Sonnenstäubchen, während die Wachskerzen zu Häupten des Sarges knisterten und durch das stille Gemach ein starker Duft von Lavendel und letzten Sommerblumen zog.

Es war dem Bauern ein Trost, daß er sein Weib gleichsam im eigenen Boden bestatten durfte, denn die Felder des Bühlhofes zogen sich talwärts bis an den Friedhof. Der rauhe Mann fühlte sich stärker verwachsen, fester verbunden mit dem neuen Besitze, seitdem er die Hülle

seiner treuen Gefährtin in dessen Erde eingebettet wußte. Er trug kein sichtbares Leid zur Schau, sondern gab sich mit starker Faust und ungebrochener Kraft an die Verbesserung des Bühlhofes.

Mühte sich der Bauer nun hart und unverdrossen, so tat sein Knechtlein das gleiche. Der kannte keine Verrichtung, die zu gering, keine Arbeit, die ihm zu schwer gefallen wäre. So anstellig und brauchbar ward er, daß der Bauer oftmals mit finsteren Blicken sein eigenes Kind betrachtete, dem der Himmel endgültig Verstand und Fähigkeit versagt zu haben schien. Es war, als ob das Knechtlein wisse, was zu solchen Zeiten im Innern des Herrn vorgehe, denn doppelt zeigte er sich bestrebt, durch Diensteifer und demütige Handreichungen gegenüber dem Büblein die Gunst des Hofbauern sich zuzuwenden.

Doch ein Tag kam, der sollte ganz unerwartet ein fast erloschenes Hoffen zu neuen Flammen schüren. Man hörte das Büblein, welches bereits zwölf Jahre zählen mochte, im Gartengrunde schreien, so verzweifelt und gellend, daß flugs die Dienstboten mit Stangen und Rechen herbeigestürzt kamen, meinend, der Bub sei in den Teich geraten, dessen grüne Pflanzendecke sumpfumrandet in einem verborgenen Teile des Gartens schlief. Der Gesuchte kam ihnen barhäuptig, von schwarzem Schlamme triefend, entgegen; auf den Armen trug er ein junges Hündchen, das von Blut und Nässe starrte, die Vorderbeine waren dem Tiere durch Steinwürfe zertrümmert, ein Auge hing ihm, nur durch einen Fleischfetzen zurück-

gehalten, aus einer leeren Höhlung heraus. Offenbar hatten Dorfkinder, nach fruchtlosen Versuchen, das Tier zu erschlagen, dieses in den Teich geworfen und seinem Schicksal überlassen. Heulend trug es der Bub jetzt heimwärts; als die alte Magd ihn vom Schlamme reinigte, und der Dionys, meinend, das zerschmetterte Tier werde doch nicht am Leben bleiben, seinen Fuß aufhob, um das zuckende Geschöpf wieder in den Teich zurückzuschleudern, griff das Büblein einen Stein vom Boden und fiel den Knecht so wildwütig an, daß dieser vor den rasenden Schlägen des Kindes hinter einem Stamme Schutz suchen mußte. Jetzt kam der Hofbauer herbei, ein schweres Kreuzelement, den Dienstboten geltend, auf den Lippen. Aber sein Fluchen erstarb, alle Glieder des mächtigen Mannes begannen zu zittern, als er seinen Buben ansah. Das waren nicht mehr die Züge eines Schwachsinnigen! Aus dem sonst so leidenden Gesichtchen schien der Zug gleichgültigen Duldens hinweggelöscht. Von den braunen Augen war der stumpfsinnige, müde, verglaste Ausdruck gewichen, aus ihnen blitzten die offenbarenden Flammen der jäh entschleierten Vernunft. Die Saite hatte geklungen, die Hülle war gesprengt, sein Kind stand gerettet vor ihm. Mit heftigem Winke scheuchte er das Gesinde davon und folgte behutsam, jeden harten Tritt vermeidend, dem wiedergeschenkten Knaben, der mit seiner Last im Arm der schützenden Schwelle zuschritt.

Drei Wochen darauf zogen Bauer und Büblein zur Stadt, und wiederum harrten sie im Ordinationszimmer eines weitbekannten Arztes. „Euer Sohn ist geheilt, Hof-

bauer," sprach der mit kurzem, sonnenhellem Lächeln, „doch schafft ihn bald zurück in die Landluft und laßt seinen Unterricht erst später, nur ganz allmählich beginnen. Scheint ein großer Tierfreund zu sein", setzte er kopfnickend hinzu, als er sah, wie der Bub ein lahmes, geschundenes Hündlein, das er mit sich trug, nicht vom Arme lassen wollte. „Tierfreunde sind meist gute Menschen, und gute Menschen kann man um so mehr brauchen, als die gesunden immer rarer werden."

So kehrte der Bauer mit seinem Knaben heimwärts und nahm die alte Arbeit mit freudiger, frischer Macht von neuem auf; wußte er nunmehr doch, daß sein Wohlstand dermaleinst einem stattlichen, gesunden Erben zugute kommen würde.

Wirklich begann der Knabe, in voller Freiheit aufwachsend, sich kraftvoll zu entwickeln; in Sonne, Wind und Waldesschatten, am Herzen der Natur lebend, zog er von der großen Spenderin ungemessene Gesundheitsfülle. In sich gekehrt, von träumerischem Wesen, war es sein höchstes Glück, sich liebevoll und sinnend in das geheime Weben der Schöpfung, in deren zahllose, unbeachtete, unscheinbare Wunder zu versenken. Die Gewohnheiten Tausender von kleinen Lebewesen waren ihm vertraut; ihnen galt, von der Feldmaus, dem Zaunkönige an, bis hinauf zu Hirsch und Reh, seine Freundschaft, sie erstreckte sich auf alle Geschöpfe, er liebte Tiere mit einer rätselhaften, unbezwinglichen, schützenden, bewahrenden Liebe. Daraus erwuchs ihm ein erstes, bitteres und auch nie enden wollendes Leid, denn die Leute

in jener Gegend waren sonder Ausnahme, bis nach Welschland hinab und von dort je weiter südwärts desto schlimmer, die ausgemachtesten Tierquäler, die ärgsten Peiniger jedweder vierbeinigen oder geflügelten Kreatur. Ihre Haustiere waren verwahrlost, halb verhungert oder mit Wunden bedeckt; in den Weinbergen und Waldsäumen ward gegen alles, was zur einheimischen oder durchziehenden Vogelwelt gehörte, ein erbitterter, niemals rastender Krieg geführt. Mit Schlingen, Fallen, Netzen und jeder erdenklichen Art von Jagdgeräten zog man zu Felde; die Gefangenen wurden entweder geblendet, um als Lockvögel zu dienen, oder wanderten ohne Rücksicht auf Gattung und Größe in den Polentatopf. Vorstellungen fruchteten nichts, Maßnahmen der Regierung wurden einfach umgangen. Wenn wohlmeinende Menschen gegen den Vogelmord predigten, emsig darlegend, daß selbiger schweren Schaden auf wirtschaftlichem und moralischem Gebiete mit sich führe, wenn sie des weiteren hervorhoben, wie schön und herzerfreuend die Vöglein im Wald und Garten zu singen wüßten, so antworteten die Welschen: „In der Bratpfanne singen sie noch schöner." Schmunzelnd schauten in selbige Bratpfanne auch jene hinein, welche vor allen die Macht gehabt hätten, dem Unwesen zu steuern, durch ihren Einfluß es aufzuheben, nämlich Landgeistliche und Schullehrer.

Was die Alten taten, übten selbstverständlich auch die Kinder, und diese trieben es am ärgsten. Der Großbauernsohn mit seinem scheuen, verschlossenen Wesen ward zeitig ein Gegenstand ihres Spottes; sobald sie jedoch

seine stille Eigenart, die Liebe zu Tieren, ausfindig gemacht hatten, wandelte sich der Spott in Verfolgung. Schimpfworte, Steinwürfe aus dem Hinterhalt genügten nicht lange ihrem boshaften Hasse. Auf den Schulweg, den der Verfemte einschlagen mußte, legten sie Frösche, denen sie die Hinterbeine abgeschnitten, an das Hoftor des Bauern nagelten sie lebende Vögel, über die Gartenmauer warfen sie Katzen mit geblendeten Augen oder abgehackten Pfoten. Aus der Ferne weideten sie sich dann an den Ausbrüchen verzweifelten Schmerzes, den das Entdecken einer also gemarterten Kreatur bei dem Knaben hervorrief. Sie verfolgten ihn mit ausgiebiger Bosheit, die durch den Neid vermehrt wurde, daß der Schulhalter jenen als begabten Schüler, bei dem der Stab Wehe gespart werden durfte, bevorzugte. Grund genug war also vorhanden, dem Knaben, wie seinem unzertrennlichen vierfüßigen Begleiter jegliches gebrannte Herzeleid anzutun, und daran ließen es die schlimmen Rangen Jahre hindurch nicht fehlen. Sie erreichten mit ihrer Roheit nur, daß der Bedrohte immer häufiger die Einsamkeit aufsuchte und sich immer liebender in die geistige Welt der Tiere forschend versenkte. Dadurch wuchsen jedoch jene Entfremdung und Feindschaft, denen sich mit der Zeit ein neidvoller Haß der Nichtbesitzenden gegen den wohlhabenden Großbauernsohn häßlich beigesellte. An Freunden besaß dieser nur seinen kleinen, halbblinden Hund; daneben gab es freilich noch einen, der gern des Knaben Freund geworden wäre, und der hieß Dionys, der Knecht. An Alter nur wenige Jahre

den Knaben übertreffend und doch in der Gunst seines Brotherrn bereits derartig feststehend, daß ihm die Aufsicht über Mägde und Mitknechte gegeben war, versäumte er keine Gelegenheit, um vor Martin, dem Herrensohne, zurückzustehen, ihm sich demütig unterzuordnen, sich gefällig und unentbehrlich zu erweisen, wo es nur irgend anging. Der Martl, einsam und gemieden, nahm des Knechtes Streben dankbar auf, versuchte dessen Annäherung mit rückhaltloser Freundschaft zu vergelten, allein unerklärlicherweise wollte die Hingabe niemals so völlig, als er es gewollt hätte, gelingen. Er konnte dem Dionys kein warmes Vertrauen, keine rechte Freudigkeit entgegenbringen, und dieser zog bei solcher Wahrnehmung behutsam wie eine Schnecke seine Fühler zurück, vorsichtig wartend, daß sich bessere Gelegenheit zu einem neuen, schüchternen Vorgehen böte. Im ganzen wuchs der Martl ungesellig auf und durchlebte in Feld und Wald, oftmals ein ernstes Buch mit sich führend, seine einsame, laute Freuden nicht kennende Jugendzeit.

Hinter den goldenen Weizenfeldern des Bühlhofes hob sich eine reiche, von prächtigen Buchen überschattete Bodenschwellung, sie endete in einem schroffen Abfall, um dessen Fuß steil und weit ausgebuchtet die Straße führte, die vom Dorfe, den Höhenrücken hinauf, in Serpentinen den fernen italienischen Bergen entgegenlief. Das Dorf lag unterhalb der Steigung; abseits davon, weit in den Feldern, erhob der Bühlhof aus Obstgärten und Nußbaumschatten seine stattlichen Scheuern. Südwärts, das Dorf beherrschend, ragte eine schwarze, un-

begangene Felswand empor, an ihrem Fuße schwang sich der Weg aufwärts zur Paßhöhe. Sehr steil, oftmals mit Schotter beschüttet, war diese Strecke eine Marterstraße für Zugtiere jeglicher Art, die den Frachtdienst nach Welschland versahen; meist schwer beladen, wollten die Wagen nicht von der Stelle weichen, ob auch die schwächlichen, oft halb verhungerten Pferde ihr Äußerstes hergaben. Fast jederzeit war das Tal erfüllt vom heiseren Brüllen der Fuhrleute, war die Luft zerrissen vom Knallen der Peitschen und vom Niedersausen der Schläge auf die ihrer Last nicht gewachsenen Tiere. Dort fand der Martl ein Wirkungsfeld. Gar mancher fremde Fuhrmann blickte erstaunt, wenn er plötzlich eines blassen, schmächtigen Burschen ansichtig ward, der mit verzweifeltem Schulterdruck in den Radspeichen des Wagens gestemmt lag, starren Gesichtes, die Unterlippe eingeklemmt, als gelte es eine Lebensarbeit zu verrichten, die ganze, noch schwache Kraft seines jugendlichen Leibes darangebend zur Entlastung der gepeinigten, erschöpften Tiere. Ward diesen ein Augenblick der Ruhe gegönnt, so hatte der Bursche alsbald einen Stein aufgegriffen, den er unter ein Rad des Wagens schob, um dessen Rückwärtsstreben zu hemmen. Waren die schlimmsten Strecken der Steigung überwunden, so schritt der Helfer neben den Pferden her, mit einem Baumzweige die Bremsen von den aufgescheuerten Wundmalen der vernachlässigten Geschöpfe scheuchend, seine Hand an das Geschirr stemmend, und auf diese Weise manchen Peitschenhieb vereitelnd oder auch wohl einen solchen mit dem eigenen Leibe auf-

fangend, wenn der Kutscher betrunken oder zu besonderer Roheit aufgelegt war. Meistens aber befiel die Fuhrleute ein leises Gefühl der Achtung, dem sich Beschämtsein beigesellte, da sie erkannten, daß der wohlgekleidete ernste Bursche unaufgefordert und aus Mitleid nur sich der niedrigsten Dienstleistung unterzog. War die Höhe erklommen, so pflegte Martin aus einem Korbe, der im Straßengraben geborgen und von einem einäugigen Hündlein bewacht war, dem Fuhrmann Brot und Wein mitzuteilen, auch wohl Geld darzureichen, an die kleine Gabe eine freundliche Bitte um künftige milde Behandlung der Pferde knüpfend. Es geschah selten, daß eine solche Mahnung nicht willige Zusage gefunden hätte. So suchte der Martin im kleinen Gutes zu stiften, emsig bestrebt, seine Landsleute von Nichtachtung und Mißhandlung ihrer treuen Gefährten, der Tiere, zurückzuführen und zu bekehren.

Im Laufe der Jahre begann Martin sich an der Leitung des Hofes zu beteiligen, um so mehr, als er dadurch einem Lieblingswunsche des Vaters entgegenzukommen meinte; doch fand er keine rechte Freude an dieser Tätigkeit, obwohl er anhaltende harte Arbeit nicht scheute. Wer ihm hierbei große Überlegenheit dartat, war Dionys, doch suchte der Knecht sein Übergewicht durch demütiges Wesen zu verdecken. Dennoch wußte er dem Herrensohne bei Kornverkäufen oder dem Gesinde gegenüber das Heft kaum merkbar, wie spielend aus der Hand zu winden; dem Findelkinde war es gar zu süß, zu regieren. Man sollte gewahren, daß der Dionys ein

Unentbehrlicher sei. Auch der Bauer konnte sich unmöglich der Wahrnehmung verschließen, daß Martin eher das weiche, nachgiebige Wesen der Mutter geerbt habe, als des Vaters harten praktischen Sinn. Er tröstete sich damit, daß der Bub ja reich genug sei, um unter die Studierten zu gehen. Einstweilen wollte er selber um so rüstiger zugreifen, um mit Gottes und seiner eigenen Arme Hilfe aus dem Großbauernhofe ein Herrengut zu schaffen. Das war sein bevorzugtester Plan, dem er nachging, der ihm in stillen Stunden wie ein Rausch von schwerem süßen Wein den Kopf füllte.

Ein Tag kam, da zürnte der Bauer, weil zwei Knechte vergebens an einem alten Baumstamme herumgewerkt hatten, der in einer Ecke des Ackers wuchs und den der Bauer als unnützen Schattenwerfer fortgeschafft wissen wollte. Eine Weißbuche war es, deren hartes Holz die Axt stumpf macht und den Hieb zurückwirft, den Armen des Fällers zu spürbarem Schaden. Nun mußte einer der Knechte, emporkletternd, ein Seil um die höchsten Äste schlingen, dann trieb der Bauer die Säumigen zu anderer Arbeit und schickte sich an, den Baum selbst umzulegen.

Der Stamm war hart über dem Boden schon tief gekerbt, nun galt es, entgegenarbeitend den fällenden Schnitt in die noch unverletzte Seite zu führen. Es lag ein heißer, stiller Nachmittag über dem Lande, der Himmel war von runden, schwarzen, gelbgeränderten Wölkchen gescheckt. Kein Laut als das taktmäßige Fallen der Axt durchklang die brütende Stille der Hochfläche. Die

war menschenleer, am Wegrande reckte sich auf braun-gepinseltem Brettergrunde das Marterbildnis des heiligen Sebastian. Die Arbeit ging dem Bauer schwer von der Hand; zum erstenmal fühlte er deutlich, daß seine Kräfte abgenommen hatten. Die gebückte Stellung tat ihm nicht wohl, bunte Funken tanzten vor seinen Augen. Steht drüben am Wegsaume der Tod, ein weißrippiger Knochen-mann, schaut über den Heckenzaun und nickt vertraulich mit hohlem Schädel? Doch nein, nur der heilige Mär-tyrer ist es, um dessen Bildstock ein jäh erwachter Wind-stoß den heißen Wegstaub wirbelt. Ein Käuzchen gurrt warnend im Walde. Was schreit das Tier zur hellen Mit-tagsstunde, denkt unwillig der Bauer. Und langsam, takt-mäßig fällt wiederum die hallende Axt, zähe Splitter aus der Schnittwunde treibend, einen todbringenden Kranz in des Wurzelstocks hartes Gefüge meißelnd. Ab und zu tut der Bauer einen Ruck am Seile, um den Wider-stand zu prüfen; dieser ist bald besiegt, ein jeder Hieb läßt den Stamm schüttern, und das Schüttern pflanzt sich fort, läuft empor in die höchsten Spitzen der Zweige. Dieses Todesschütteln ist des Baumes letzte Sprache.

Aus Erde, Nacht und Nässe durchdrang mein Keim die schwarze Scholle; als er das Licht gegrüßt, begann der Kampf. Der Kampf gegen Frost, Dürre und Tierzahn, gegen Sturm, Waldbrand, Blitzschlag. Ihnen allen bot im Lebensdrang ich Trotz, doch sicherer als Naturgewalten bringt uns des Menschen Habgier Sterbensnot. Er legt das Beil an uns, um kargen Goldgewinn die Krone fällend, die schützend seine Wiege überrauscht hat. Wohl

treibt auch ihn des Daseins harter Zwang, und Kämpferlosen, finsteren, unterliegt auch er ...

Der Baum tat ein kurzes, schlimmes Krachen und neigte sich zum Sturze. Der Bauer sah Unglück nahen, sprang, die Hände aufhebend, rückwärts, verfing sich im Seil. Niederwärts kam der Stamm, mit brechendem, splitterndem Astwerk seinen Bezwinger zerschmetternd, ihn deckend mit voller, ungefüger Gewichtsmasse: einträchtig ruht der Gefällte neben dem Sieger.

Als Martin dem Sarge gefolgt war und diesen, inmitten einer Weihrauchwolke, im schwarzen, engen Grabe hatte versinken sehen, überkam ihn das schmerzliche Gefühl gänzlicher Vereinsamung. Gleich nach dem Begräbnisse war der Dionys herbeigekommen, mit verweinten Augen Trostworte stammelnd, Beteuerungen unerschöpflicher Ergebenheit, unerschütterlicher Zuneigung; ja, der Martin hatte den Kuß des Knechtes auf Schulter und Wangen gespürt. Wohl war es ihm einen Augenblick gewesen, als müsse er den Dionys wie einen Bruder an die Brust ziehen, allein wieder zwang ihn ein unerklärliches Empfinden, die schon ausgestreckte Hand sinken zu lassen. „Es ist gut, Dionys," sprach er kühler, als er gewollt, „ich denke, es bleibt vorläufig alles beim alten." Dionys schluchzte noch einigemal, faßte sich wunderbar schnell und tat seine Arbeit wie zuvor. Er brachte Abrechnungen, begehrte Martins Befehle mit unveränderter Geschäftigkeit, hielt alles sacht in altgewohntem Gange. Stillschweigend und geschmeidig war er bestrebt, seine Machtbefugnisse nicht nur zu bewahren, sondern diese, wo es

unbemerkt anging, auszudehnen. Er erbot sich, die Kasse zu führen, Verkäufe zu leiten, und schien gekränkt, als Martin erklärte, er wolle selber teilhaben an der Summe von Arbeit und Verantwortlichkeit, die von der Bewirtschaftung eines großen Hofes unzertrennlich seien. Martin behielt Kasse und Bargeld in eigener Verwaltung. Den Armen ward er ein freigebiger Helfer, zugleich gewann der Name des jungen Hofbauern auf tierschutzfreundlichem Gebiete einen guten Klang, denn zahlreiche Schriften, welche Mißbräuche bekämpfen, Schonung der Tiere empfehlen, praktische Schlachtmethoden veranschaulichen sollten, wurden auf Kosten des Martin verbreitet. Dafür gewann Martin bei der ländlichen Bevölkerung auf zehn Meilen im Umkreise den Ruf eines ausgemachten Narren; selbst Bettler, die etwas auf ihre Reputation hielten, ließen den Bühlhof unangefochten, denn mit den Tieren gemeinsam wollten sie keine Guttat erfahren. Inzwischen blieben ernste Bücher Martins liebste Gefährten; aus ihnen zog er Lehren, welche er im eigenen Wirtschaftsbetriebe nutzbringend zu verwerten bestrebt war. Die Viehzucht des Hofes sollte herabgesetzt und kein Mastvieh mehr für den Schlachtbedarf an Händler abgegeben werden; als der Dionys trocken äußerte, daß diese Maßregel des Hofes beste Einnahmequelle verstopfe, begegnete er dem Widerspruch seines Herrn. Übersetzungen englischer Fachblätter, so meinte Martin, hätten ihn auf die segensreichen Wirkungen vegetarischer Lebensweise hingewiesen. Letztere wünsche er der großen Ersparnis sowie der ideellen Vorzüge halber auf seinem

Hofe eingebürgert zu wissen. Dionys sah seinen Herrn erst prüfend an, dann lächelte er mild und vollzog fügsam, geduldig, wie man es wohl einem Kranken gegenüber tut, die erhaltenen Befehle. Ein Teil des Gesindes empörte sich und lief aus dem Dienst, die wenigen Zurückgebliebenen saßen hellfluchend bei der fettesten Rahmspeise, dem leckersten Eierschmarren; vor ihrem Kammerfenster häuften sich Knochen und Überreste der Fleischkost, die sie jetzt demonstrativ von ihrem mühsam ersparten Lohne anschafften. Im Dorfe brach ein heller Sturm los über den reichen Großbauern, den Leuteschinder, der vor Narrheit und Schlechtigkeit eh' nichts anzufangen wisse, als dem Gesinde das bissel Fleisch, das altgewohnte, zu mißgunnen. Der Dionys ging mit nichtssagendem Gesichtsausdruck umher, er schien unterhands Geschäfte zu führen, die ihn in Anspruch nahmen. Wenn ihm der Martin wirtschaftliche Anordnungen erteilte, so befolgte er sie pünktlich und begnügte sich damit, sanft und begütigend den Kopf zu wiegen; er schien sich völlig in die Rolle eines gewissenhaft, aber ergebungsvoll Gehorchenden hineingelebt zu haben. So trat er auch eines Tages unbefangen wie immer vor seinen Herrn und meldete, daß Besuch angekommen sei.

Dem staubigen Wägelein, das vor der Auffahrt zum Wohnhause hielt, entstiegen zwei Frauen: die eine in mittleren Jahren von kräftigem Leibesumfange, doch großer Behendigkeit, die andere schmächtig, fast noch ein Kind zu nennen. Vor Rührung und Freude stammelnd, umfing die Stattliche mit öfterer Umarmung den jungen

Bauern, aus ihrem wirbelnd sich überstürzenden Redeflusse brach die Freude hervor, welche sie angesichts der Tatsache empfände, ihren lieben unbekannten Vetter nunmehr endlich leibhaftig begrüßen zu dürfen. So oft hätten sie daheim von ihm geredet — „gelt, Kordi?" Hierbei schob sie das schwarz gekleidete, linkisch dareinschauende Mädchen mit einem Ruck näher. Ja, das wäre ihre Tochter, die Kordi, und da es ihr das Herz abgedruckt habe, daß seit des Großbauern Tode — sie wischte sich hastig die Augen mit dem hervorgeholten Tüchlein — der Vetter so gottesjämmerlich allein auf der Welt stehe, habe sie sich aufgemacht, um den Vetter zu besuchen und dessen großem, ödem Heimwesen wieder einmal wirtlich erfahrene Frauenhände zuzuführen. Der Vetter sollte nicht reden noch danken, es sei ja kein Opfer, das sie brächte, und wenn's eins wäre, so täte sie's gern, derlei sei man sich unter Verwandten schuldig. Ja, was wäre denn das — wisse der Vetter denn nicht, daß sie seiner Mutter Schwester Tante sei, die im Salzburgischen gewohnt, und von der sie bei Lebzeiten gar viel Liebes erfahren habe? Besonders die Kordi, die sei schon gar — abermals flog das Tüchlein empor — der Seligen ihr aparter Liebling gewesen ...

Während dieses Gespräches stand der junge Bauer am Fenster und sah hinaus in den murrenden, finsteren Frühlingstag. Beschämung, daß sein schweres, spät überwundenes Leiden ihm die Erinnerungen seiner Jugend, somit unwiederbringlich einen Teil des Lebens geraubt hatte, rang in seinem Herzen neben dunklem Unmute

über den aufgedrängten Besuch. Er wies die aufsteigende Herbheit durch den Gedanken zurück, daß er den fremden Verwandten Dank schulde für ihr Kommen, aber dennoch klangen die Worte, mit denen er sie zum Bleiben aufforderte, rauh und gepreßt, halb abweisend. Sorgenvoll blickte er hinaus in den rinnenden Frühlingsregen; auf dem strömend nassen Pflaster des Hofes standen, noch angeschirrt an das führerlose Wägelein, die Mietspferde mit gesenkten Köpfen, während der Fuhrknecht bemüht war, eine schwere bemalte Holzkiste in den Hausflur zu schaffen. Martins Blicke erhellten sich plötzlich; er sah, wie Kordi, leise aus der Tür tretend, sich den vergessenen Tieren näherte, eine Decke über sie breitete, ihnen die trübblickenden Köpfe streichelte, daß die müden dankbar und zutraulich die Ohren spitzten. Er trat seinerseits auf den Hof, näherte sich dem Mädchen eilfertig und begann die Pferde auszuschirren. Sie taten ihr Werk schweigend; als die Tiere versorgt waren, kehrte er zurück und fand das Mädchen am Haustor, als warte sie auf etwas Unbestimmtes, undeutlich Ersehntes. Er sah ihr zum erstenmal ins Gesicht und bemerkte, daß sie nußbraune, unruhige, sehr leuchtende Augen hatte, dabei einen befangenen Zug um den feinlippigen Mund. „Willst du ins Haus gehen," mahnte er freundlich; „du wirst müde sein und etwas ausrasten mögen." Sie schlug die Augen freudevoll empor und glitt hastig ihm voran über die breite Eichenschwelle. Ein Windstoß warf die Tür ins Schloß, stieß fauchend um die Firste des Bühlhofes und erstarb zwischen den laublosen Frucht-

bäumen weit drüben an der schwarzen ragenden Felswand.

Von diesem Tage an merkte der junge Bauer, daß ihm die Zügel seiner Wirtschaft allmählich entwunden wurden; er fügte sich anfangs zwar mit Sträuben, dann geduldiger, um des lieben Friedens willen. Keineswegs durfte er klagen, daß er äußerlich weniger geehrt, leiblich genommen weniger gut verpflegt würde als früher, das Gegenteil davon war der Fall, und selbst Fido, das Hündlein, erhielt von den Frauen mehr Liebkosungen, als ihm genehm sein mochte. Martin ertappte sich oft über dem nicht unrichtigen Empfinden, daß er an seinem eigenen Herde die Stellung eines geachteten Gastes einnehme. Mit spielender Hand, fast unmerkbar hatte die Witwe alle Sorgen, zu welchen sie den Grundbetrieb der Wirtschaft rechnete, ihm über dem Kopfe hinwegzunehmen und deren Gesamtgewicht auf den breiten Rücken des treuen, nunmehr wieder völlig daseinsfreudigen Dionys zu legen gewußt. Martin hatte sie gewähren lassen, nur das vorhandene Barvermögen in Verwahrung behaltend als ein Pfund, welches ihm nicht selbst angehöre, sondern den Armen zugute kommen und einem festen Lebenszwecke, dem Tierschutz in Wort und Werk, Durchführung sichern sollte. Zahlreiche Schreiben inländischer wie fremder Tierschutzvereine lohnten diese Bestrebungen, denn der Martin kargte nicht mit Geld. Einmal sogar, zur Sommerszeit, kamen Herrenleute aus einer fremden Stadt, um sich den Bühlhofbauer anzuschauen. Sie fuhren auf einem Bergwägelein, der Fuhrknecht, ein Herr

und zwei Damen. Der Herr, als Präsident eines Tierschutzvereins, begrüßte den Martin mit gewählter Ansprache; die Damen, ältliche Fräulein, musterten den Belobten neugierig durch ihre Augengläser. Kordi fürchtete sich vor ihnen und kam nicht zum Vorschein. Dafür erzählte sie später lachend, daß die Stadtdamen vom Obstkuchen heimlich große Stücke in Taschen und Handsäcklein geborgen hätten. So wohl war's ihnen beim fetten Rahmkaffee gewesen, daß sie die Abfahrtsstunde schier versäumt; es habe der Kutscher das Pferd halb tot treiben müssen, weil sie gemeint, sie kämen sonst nimmer rechtzeitig zur Eisenbahn. Im Dorfe belustigte man sich ungemein über das Städtergelump, bis der Hohn wieder ungeteilt über dem Haupte des jungen Bauern zusammenfloß. Der hatte einen Bärenführer bewirtet, dem struppigen lahmen Tiere nebst vollwichtiger Atzung an Brot einen Hafen Honig reichen lassen. Den Martin selber, meinten die Bauern, sollte man mit Honig salben und dann in Federn wälzen dürfen, wie's die Leute in Amerika drüben alleweil mit den Narren zu halten pflegten.

Die Witwe — oder die Herrin, wie sie vom Gesinde sich gern nennen ließ — trug solchem Gerede gegenüber eine verletzte Empfindlichkeit zur Schau, als griffe jede Unbill, die dem jungen Bauern galt, tief in ihren eigenen Stolz. Sie selbst betrachtete freilich den Martin von oben herab, als sei auch ihr die ganze Bücherwirtschaft, die ganze Tiernarretei verächtlich, als zürne sie, daß ein Mannsbild nicht mit der Faust zu begegnen wisse, anstatt mit gleichmäßiger Sanftmut. Sie zankte darob mit der Kordi,

wußte es so einzurichten, daß Martin es hörte, wie warm das Mädchen Partei für ihn ergriff, wie heftig sie auf seine Lästerer schalt. Es war seltsam, wie Kordi des Martin Vertrauen sich anzueignen verstand, wie sanft sie den Tieren zu begegnen, wie klug sie sogar die Neigung des mißtrauischen, bärbeißigen Fido zu gewinnen wußte. Martin, in seine Studien vertieft, achtete ihrer selten, die Kordi jedoch suchte ihm nahe zu bleiben, ihm einen Dienst oder eine Handreichung leisten zu dürfen, ob ihr auch selten ein anderer Lohn dafür zuteil ward, als der eines flüchtigen anerkennenden Blickes.

Im Dorfe drunten, so erzählte das Gesinde eines Tages lachend, gäb's heute Skandal und Aufruhr. Slowaken hätten rasten wollen, zerbrochene Häfelein kitten und Drahtfallen flicken. Seien die Leute gekommen, hätten ihnen das Korbgeschirr umgestoßen und einen Pudel erschlagen, der das Lager geschützt habe. „Geh hinauf, Kordi, und schau, ob der Bauer dazwischen ist und das Gesindel etwa herbitten tut", rief die Witwe besorgten Tones. Der geizigen Frau gehegte Vorahnung sollte bald in Erfüllung gehen. Unten hob sich Staub in Schwaden, und vom Dorfe her strebte ein Menschenschwarm dem Bühlhofe zu. Allen voraus ragte des Martin schmächtige Gestalt, ihm folgte ein Planenwägelein, daran ein kleines, zottiges Pferd mühsam zog. Ein weißbärtiger Mann, ein mageres Weib schritten hintendrein, auf dem Wägelein saßen Kinder, von denen eines den erschlagenen weißen Pudel im Schoß hielt und bitterlich weinte. So war die Slowakenmacht beschaffen,

die das große, friedliche Dorf in Unruhe versetzt hatte. Der Haufe der Aufgestörten folgte den ängstlich blickenden Fremden, die schnellfüßige Schuljugend in erster Reihe; dann, allmählich sich anschließend, die Erwachsenen, denen die Kunde, daß der Bühlhofbauer das Lumpenvolk beherbergen wolle, erst später zugetragen worden war. Ein paar hundert Schritte vom Hofe stockte die Vorhut, der Weg war steil, das Pferdlein schlug mit dem Kopf, schnaubte, blieb stehen. Um den Wagen drängten sich schreiend halbwüchsige Burschen und Mädchen, denen die älteren Dorfleute, schadenfroh und haßvoll, ermunternde Worte zuriefen. Die Kinder im Wagen jammerten laut, der Greis duckte sich scheu. Da hob der Bühlhofbauer die Hand, zog ein Buch aus der Tasche und begann zu predigen. Das verblüffte. Mit aufgerissenen Augen standen die Nachdrängenden da. Neugier lag auf all den höhnenden, breiten, Roheit sinnenden Gesichtern. Doch nicht für lange; immer dichter verstärkten Erwachsene, alte Schulkameraden und Neider des Hofbauern, den Kreis, Nachzügler drückten auf die Vordersten, rohes Gelächter brach los. „Wir brauchen keine Narrenpredigt! Was zahlst, wenn wir dich anhören, Bauer?" Auf Pferd und Wagen begann es Stöße zu regnen. Drinnen im Hofe stand die Witwe und rang hinter den blankgeputzten Scheiben die Hände, zwischen den Torflügeln lugte das angsterfüllte, käsebleiche Gesicht des Dionys hervor. Unter den Tobenden stand, hoch aufgerichtet, ihnen wehrend, der junge Bauer; da flog der erste Stein, traf ihn hart über dem

Auge. Er wankte, tat unter dem losbrechenden, luftdurchschütternden Johlen der Sieger einen Schritt rückwärts; da rannten plötzlich die Vordrängenden, zur Seite gestoßen, mit den Köpfen aneinander, vor Martin stand sprühenden Auges die Kordi. Sie deckte ihn mit ihrer hochgereckten, schlanken Kindergestalt. Ihr blondes Haar hatte sich gelöst und quoll zerwirrt unter dem dunklen Kopftuche hervor, das schwarze, halbstädtische Gewand spannte sich straff über ihren zornverrenkten, schmächtigen Körper; sie sah menschenunähnlich aus, gänzlich entstellt von Haß und Wut. Ihr Anblick wirkte bestürzend, einige ließen die Steine fallen, andere stießen ein gezwungenes, blödsinniges Lachen aus. Gleichzeitig hatte sich das Pferd unter den Püffen geregt, war vorwärts getaumelt, den Wagen und die zum Gefährt Gehörenden mit sich ziehend. Unter neuem, doch stark abgeschwächtem Schreien liefen die Verfolger auseinander. Jetzt, da fast nur noch Kinder den Wagen umgaben, öffneten sich die Flügel des Hoftores, und der Dionys stürzte hervor, mit einer klafterlangen Ochsenpeitsche bewehrt. Er gebärdete sich schrecklich, wollte den Fliehenden bis zum Dorfe nachsetzen und konnte von Martin nur mit Mühe beschwichtigt werden. Als drinnen im Hofe alles geschehen war, um den Schützlingen des Bauern die ausgestandenen Leiden vergessen zu machen, gedachte Martin der Kordi und ihrer mutigen Hilfeleistung. Er suchte das Mädchen und fand sie im Garten, wo sie beschäftigt war, mit blühenden Ranken ein schutzloses Nachtigallennest zu überkleiden; sie sah still aus und

sanft wie immer, doch blickte sie dem Nahenden so seltsam erwartungsvoll entgegen, daß Martin, eingeschüchtert, nur wenige, fast rauh klingende Dankesworte sprach. Das Abendlicht umgoldete ihre schmächtige Gestalt; er gewahrte, als er sich zum Gehen wandte, daß sie schön sei.

Inzwischen glomm drunten im Dorfe der Haß gleich brennendem Zunder weiter.

Wie trüber, häßlicher Brodem zog es vom Dorfe hinauf zum Bühlhofe. Das Gesinde, angestachelt durch Hetzreden fremder Knechte, zeigte sich auffässig, zur Arbeit unlustig. Der junge Bauer blieb unbewegt, verschlossener als je, es vergingen Tage, ohne daß er sein Zimmer verließ. Die Flugschriften tierfreundlicher Vereine, die er bisher verbreitet, genügten ihm nicht mehr, er begann selbstverfaßte Aufsätze in Predigtform drucken und diese durch schlichte Sendboten im Lande verteilen zu lassen. Es waren Ansprachen, in denen Bitten, Belehrung, dringendes Mahnen leidenschaftlich aufeinander stießen, Predigten, denen Gedankentiefe und bilderreiche Sprache einen glanzvollen, schwärmerischen Reiz aufprägten. In stiller Arbeit vollzog sich sein Alltagsleben, und edle Gedanken, Befreiungstaten von Roheit und Selbstsucht sinnend, schritt er allabendlich über den stattlichen Großbauernhof hinaus in die blühenden Kornfelder.

Die wehten, von rotem Mohn durchleuchtet, so feierlich. Es war, als sei er, der große Heiland, der Weltenheiland vorbeigegangen, als habe sein heiliges,

weites, liebevolles Herz Blutstropfen geweint, und als seien die fallenden zu leuchtenden großen Festblumen geworden, zu Festblumen, die unermüdlich, sich stets erneuernd, die schuldbedeckte Erde von Lenz zu Lenz mit junger, unerschöpflicher, erbarmungsvoller Liebe schmücken.

Droben warf der hohe Laubwald einen kühlen Schattensaum über den steinichten Feldweg. Zwischen der wogenden Halmfülle stand Kordi im Sonntagsstaate; der Sommerwind hob das krause Haar von ihren Schläfen und wehte es spielend, wie schimmerndes Goldgespinst, zurück in den Buchenschatten. Ihn grüßte ihr rasches, helleuchtendes Lächeln, dann schritt sie wortlos dahin, am Wegrande an seiner Seite mit lässiger, weicher Körperbewegung die braunblauen Kornraden brechend. Er hatte den Sammetjanker über die Schulter geworfen, und das Herz begann ihm zu pochen, wie er durch die flimmernde Nachmittagsstille traumbefangen dahinwanderte im tiefen Banne ihrer gleißenden, wimperverschatteten Augen.

Sie brach endlich die brütende Stille. „Ich hätt' eine Frage, Martin", sprach sie mit tiefer, frohlautender Stimme. „Was schafft es, daß du Haß und Spott so gar willig trägst? Ist's etwa aus Stolz? Oder gar weil du weißt, daß dich wer liebhat auf der Welt, gar lieb?"

Er senkte befangen, mit einem schwermutvollen Lächeln die Stirn. Es war ihm sonnig und doch weh zumute unter der Last einer aufsteigenden großen, ihm neuen Lebensempfindung.

Sie wartete kurz auf Antwort, dann fand sie ein leises, silberfeines Lachen und flüchtete seitab vom Wege hinein in den hochstämmigen Wald. Er stand sinnend und strich das Haar aus seiner erhitzten Stirn, es war ihm, als habe ein süßer, befremdender Spuk ihn verlassen. Dann hörte er ihre Stimme fernher wie verschollen aus der Waldestiefe herübertönen, ein leises Brechen der Zweige, und sie stand vor ihm, lachend verstrickt in die Wildnis halbwüchsiger Haselstauden. „O, Martin," lockte sie, „im Hage stehen Erdbeeren, so viele, so viele. Aber es ist dunkel da drinnen und ich fürchte mich — komm, hilf mir pflücken, du lieber, lieber Martin."

Sie stand im goldenen Spätnachmittagsschatten und sah ihn prüfend an, während sie eine einzelne große, purpurleuchtende Walderdbeere mit dem Saum ihres Mundes vom Stengel löste und leise zwischen den Lippen zerpreßte. Hinter ihnen lag der schlafende Wald; sie war schön. Ihn faßte ein nie gekannter Sturm des Begehrens, der seinen Leib mit herben Schauern zu rütteln begann. Da erscholl blechern und schwach tief drunten im Tale der friedvolle Klang des Betglöckleins; die Sonne warf ihre letzten schrägen Strahlen über die rauschenden Baumkronen. Martin zog den Hut und preßte das verstörte Gesicht inbrünstig hinein. „Beten wollen wir, Kordi," sprach er rauh, „und dann heimwärts gehen, heim aus dem Dunkeln." Sie wurde glührot und folgte ihm schweigend, den Kopf zum Nacken geworfen. Drunten, als die Lichter des Bühl-

hofes aufschimmerten, lief sie mit plötzlichem leichten Auflachen davon und blieb für den Abend verschwunden.

Am andern Morgen aber kam auch sie zeitig zum Vorschein, denn schon vor Tagesanbruch war das Gesinde wehklagend, scheltend auf den Beinen. Sechs der edelsten Milchkühe lagen stöhnend im Stalle mit gräßlich zerschnittenen, verstümmelten Eutern. Es mußte sofort an das Abschlachten gegangen werden, wohl eine Stunde lang rannten die Leute mit Stricken und Kübeln umher, in allen Steinrinnen floß Blut, das im Hofraume sich zu einer widerlichen braunroten Lache ansammelte. Im Wohnzimmer tobte die Witwe, und durch die Ställe schoß Dionys fahl vor Wut mit zerrauftem Haare. Sechs der besten Milchkühe, und unversichert dazu, das war ihm zu bunt, das deuchte ihm gleichbedeutend mit einer Antastung seines eigenen Lebens. Ungesäumt hatte er zum Gendarmerieposten geschickt, die Landjäger mußten jeden Augenblick eintreffen. Inzwischen befand sich der Bauer nicht einmal daheim, er hatte den Hof bei Tagesanbruch verlassen und ahnte noch nichts von der Schandtat, die an seinen Lieblingen verübt worden war. Schon längst hatte er den Plan gefaßt, eine Unterredung beim neuen Pfarrer nachzusuchen, der seit Jahresfrist seine Stellung bekleidete, der aber dem Bühlhofe stets fern geblieben war. Es drängte Martin, dem Hochwürdigen sich vorzustellen, dessen Unterstützung für Tierschutz und Verbreitung aufklärender Schriften zu gewinnen; matt von

einsamer, unverstandener Geistesarbeit, mochte sich Martin nach Aussprache mit einem gebildeten Manne, nach wohlwollender Beipflichtung und Ermutigung sehnen. Zu früher Morgenstunde zog er die Glocke und ward frischweg vorgelassen. Der Hochwürdige liebte es, in seiner Wirtschaft, auf Scheuern und Feldern selbst nach dem Rechten zu sehen, davon legten sein stämmiger Wuchs, die rotbraune Farbe seines kräftig gerundeten Gesichtes Zeugnis ab. Er musterte Martin nicht ohne Neugier, schenkte dessen Ausführungen jedoch nur geringe und ungeduldige Beachtung. Leute, die selbst hart arbeiten müßten, meinte er, könnten es mit ihren Tieren nicht allzu genau nehmen. Tiere seien nun einmal zum Gebrauche bestimmt und für die Menschen geschaffen, nicht umgekehrt. Ob auch der Gerechte sich seines Viehs erbarmen solle, so sei doch ein Mensch besser denn viele Sperlinge. Das müsse dem Bauer die Schrift vor Augen führen, wenn anders seine Gelehrsamkeit es zuließe, in Gottes Wort Bescheid zu wissen.

„Ich kenne die Schrift", erwiderte Martin. „Ich weiß, daß der Mensch es war, der durch den Sündenfall die Kreatur mit sich hinabriß in Strafe und Tod; seitdem harrt auch sie ängstlich, mit Seufzen, auf die Erlösung. Daß der Jammer der leidenden Tiere mithelfen werde, Gottes Herz zu bewegen, glaubte auch der König von Ninive. Das Tier hat eine Seele! Gott sprach: Die Erde bringe hervor lebendige Seelen nach ihrer Art, Vieh und Getier der Erde. Gott schloß einen Bund mit ihnen, auch ihnen galt das Versprechen, es solle

sie fürder keine Sündflut verderben. Gott würdigte das Tier, für die Sünde der Menschen im Tempel, am Opferstein zu sterben, ein Sinnbild des heiligen Lammes zu werden, das der Welt Sünde trägt. Vernunft und Gewissen, freilich in dicken Hüllen, hat auch das Tier, es kennt Sorge um seine Zukunft, kennt Mitleid mit den Seinen. Warum mißhandelt der Mensch die Kreatur, anstatt sie mit Güte zu regieren? Warum martert und mordet er das Tier, seinen Leidensgefährten, seinen Arbeitsgenossen, anstatt es zu erziehen, zu sich emporzuheben?"

Der Pfarrer ließ einen langgedehnten, schnaubenden Ton vernehmen. „Allerhand habt Ihr gelesen, Bühlhofbauer," sagte er, „das muß Euch der Neid lassen; allerhand auch ergrübelt, leider nur nichts Rechtes. Um Dinge kümmert Ihr Euch, die weder Zweck noch Aussicht haben. Gegen das Herkommen verstoßt Ihr und macht Eure Mitmenschen Euch zu Feinden. Mit neuen Lehren soll sich kein Ungelernter befassen. Folgt Ihr dem Rate, so möchte die Welt und zunächst der schöne Bühlhof droben vielleicht dereinst noch einen guten Bauern an Euch zurückgewinnen."

„Auch unser Herr Christus", sagte Martin, während tief in seinen Augen ein dunkles Feuer aufglomm, „wäre ein guter Bauer geworden. Doch aber ließ er von Haus und Hof und ward der Welten Heiland —"

Eine Zornesader lief dem Pfarrer quer über der Stirn auf, fingerdick anschwellend. „Hochmütiger Narr," brach er los, „in meiner Gegenwart wagst du ..."

„Ich bin kein Lästerer, Herr Pfarrer," entgegnete Martin ruhig, „nur zu wissen begehre ich, zu wissen. Es ist unser Heiland in eines Esels Kripplein gelegen. Warum hat er kaum einmal Verheißungsworte gesprochen; warum hat er der Tiere so sehr vergessen? Warum auf seinen langen heiligen Wegen kein Wunder getan, kein Wort der Fürbitte für sie gefunden? Und war doch gekommen, um jeden Schmerz, jedes Seufzen der Kreatur zu stillen."

Des Pfarrers Gesicht wetterleuchtete noch stärker. „Eben weil er ein Menschenheiland war, du Tor," rief er heftig, „weil er so viel zu tun gehabt hat mit uns armen Sündern, weil er so sehr sein alles hat darangeben müssen für unsere Rettung, ist ihm keine Zeit, keine Gnade mehr übriggeblieben für die unheilige, vernunftlose Kreatur. Kein Blut ist für sie geflossen, kein Gnadenblut! Deswegen bleibt sie unerlöst, in Knechtschaft bis an den jüngsten Tag. Und einen Grund noch will ich dir sagen, um welchen das Tier nicht selig werden kann: ihm fehlt die Freiheit der Selbstbestimmung angesichts des Bösen, ihm fehlt die Widerstandskraft gegen das Schlechte. Und darum" — hier schwoll dem Pfarrer die Stimme, indem er Martin blitzenden Auges maß — „achtet Gott jene Menschen, die der Versuchung gegenüber nachgiebig sind wie Tiere, auch nicht höher als Tierfleisch. Das merkt Euch, und nunmehr könnt Ihr gehen."

Martin schritt über den sonnglänzenden Pfarrhof den Feldern zu, er verstand nicht, warum der Pfarrer so

laut geschrieen und was er mit dem letzten Teil seiner Rede gemeint habe. Qualvoller denn je wogten Martins Gedanken nach Neugestaltung, nach Klärung. Immer deutlicher, machtvoller rang sich aus allen Stürmen die finstere Prophezeiung empor: unerlöst bleiben sie, weil kein Blut für sie geflossen ist, kein Blut geflossen, kein Gnadenblut ...

Auf dem Dorfwege vor den Türen der Häuser standen Menschen, welche hämisch in gesättigter Schadenfreude dem Martin nachblickten. Vom Bühlhofe kam, noch immer wild erregt, Dionys entgegen und brachte seine Unglücksmeldung. Martin erbleichte, doch galt das schmerzliche Zucken seiner Lippen nur den Qualen, welche die verstümmelten Tiere erduldet hatten, innerlich aber erschauerte er unter der Wucht des gewaltigen Hasses, dem jene rohe Bluttat entsprungen war. Der Knecht bejammerte vor allem, daß die Tiere umsonst hin seien; es möge der Bauer sorgen, seine Gesamthabe eilends versichern zu lassen. Die Dörfler freilich, erläuterte er, hielten ihr Gut ebenfalls unversichert, allein dorten habe es nicht die gleiche Gefahr als mit dem Bühlhofe, der ganz entlegen stünde, und welchem leicht der rote Hahn aufs Dach gesetzt werden könne. Solches sei von den Hassern, den wüsten, leichtlich zu erwarten. Martin schüttelte furchtlos und düster verneinend den Kopf. Ein Mißtrauen, meinte er, könnte als erneuter Schimpf ausgelegt werden; seien die Dörfler unversichert, so solle auch den Bühlhof kein Sonderrecht schützen. Murrend vernahm es der Dionys; wenigstens,

setzte er hinzu, werde die neue Schandtat nicht ungelohnt bleiben. Drunten im Dorfe halte der Postenführer Nachsuchung, vom Bezirksgerichte sei eine Kommission unterwegs, diesmal sollten die Tierschinder, die verhöllten, es spüren, wer Meister bliebe, denn gottlob gäbe es noch ein Recht im Lande. Martin erschrak und schalt heftig das eigenmächtige Eingreifen des Knechtes. Nimmer wollte er den Unfrieden vermehrt sehen, die Täter gestraft wissen; er werde den Strafantrag verweigern, das Gerichtsverfahren niederzuschlagen suchen. Dionys lachte hämisch in sich hinein und ballte im Fortgehen die Faust unter dem Kittel.

Horch! — was ist das? Vom Dorfe herauf schwirrt vielstimmiges Getöse, verworren, abgeschwächt, durch die Nachmittagsstille. Ist's Feuerlärm? Nein, das Kirchlein, welches abseits des Dorfes liegt, ist verödet, keine Glocke läutet Sturm. Dennoch laufen die Leute wild und erregt durcheinander, man vermag vom Hügel aus Dorfplatz und Straße deutlich zu überschauen. Vor dem Wirtshause staut sich die Menge, umlagert in schwarzem Schwarme Treppen und Fenster. Sie schwillt, bewegt sich, drängt dem Eingange zu, wogt rückwärts, unter gewaltsamem Drucke sich überstürzend. Landjäger erzwingen eine Gasse, in ihrer Mitte treiben sie drei Gestalten, Burschen, denen der Hut im Gesicht sitzt, deren Hände mit dünner Stahlkette aneinander geschlossen sind. Der Martin hat ein geübtes Auge, sogleich erkennt er etliche seiner früheren Schulgenossen, seiner schlimmsten vormaligen Peiniger. Er erkennt sie genau, er sieht

sogar die Kette an ihren Handgelenken in der Nachmittagssonne gleißen. Einer von ihnen ist angetrunken, schreit und grölt. Jedesmal, wenn dies geschieht, empört sich die Menge, wagt einen Vorstoß; die Landjäger, die den Transport schließen, wehren ab mit Kolben und bespießtem Gewehrlauf. Außerhalb des Dorfes lichtet sich die Masse der Nachdrängenden, die Landjäger zwingen ihre Arrestanten zu schnellerem Ausschreiten, im dicken, verhüllenden Staub der Straße verschwinden sie allmählich. Die Schar der Nachzügler verläuft sich, das Schelten und Toben läßt nach, nur eine alte, gebückte Frau heftet sich an die Fersen der Treiber, ihren hageren, wutdurchschütterten Leib gewaltsam weiterschleppend. Sie folgt dem Zuge unaufhaltsam, mit tragischen Gebärden, unter lauten Verwünschungen ihren Krückstock schwingend. Endlich kann sie nicht mehr weiter, sie rafft einen Stein und schleudert ihn den Landjägern nach, dann wirft sie sich heulend an den Grabenrand, den welken Arm zum Fluche emporreckend, das hagere Vogelgesicht von schmutzigem Weißhaar umflackert, abschreckend, groß in ihrem Hasse, einer heidnischen Seherin vergleichbar.

Stunden vergehen. In der Dorfgasse stehen die Menschen zu Haufen geschart. Ihre Blicke, ihre Arme sind drohend auf einen Punkt gerichtet. Die Sonne geht hochrot unter, aus dem empörten Dorfe steigt ein Stimmengewirr, eine Wolke von Haß und Verwünschung wie unheilverkündender, schwerer Brandgeruch empor zu den bekümmerten in dumpfem Bangen schmachtenden Bewohnern des Bühlhofes.

Mit Tagesanbruch rüstete sich Martin zum Gange auf das Bezirksgericht. Er wollte die Klage zurücknehmen, versprach sich Erfolg von diesem Schritte, knüpfte an dieses Zeichen seiner Versöhnlichkeit weitgehende Hoffnungen. Wie er das Haus verließ, begann Fido in seinem Lagerkorbe zu winseln. Betroffen durch das Tieres Gebaren streichelte Martin dessen Fell, es war ihm, als fühle er harte Stellen auf der Hautfläche, wie Schwielen erlittener Schläge. Wer aber hätte das Tier mißhandeln können, verließ es doch nicht mehr des Hauses Vordiele. Kopfschüttelnd hob Martin den alten Gefährten auf den Arm und nahm ihn, in einen Zipfel des Lodenmantels geschlagen, mit sich. Im Gerichtshause fand sich ein gutwilliger Amtsdiener, der das Tier versorgte und den Bühlbauer nach kurzem Harren ins Sitzungszimmer einließ. Der Richter war abwesend, ein Aktuar bedeutete dem Martin, daß sein Kommen ein verfrühtes sei, die ordnungsmäßige Vorladung zur Vernehmung werde rechtzeitig genug erfolgen. Martin erschrak, als der Aktuar alsdann erklärte, daß ein Zurücknehmen der Klage völlig untunlich sei. Es handle sich um gewaltsamen Einbruch zur Nachtzeit, in einen verschlossenen Raum verübt; fernerhin läge, wie einer der Angeklagten zugegeben habe, die rechtswidrige Aneignung eines dem betreffenden Stalle entnommenen Schaufelstieles vor. Diese Dinge überwögen an erschwerender Tragweite die eigentliche Tat. Martin stammelte, daß diese Dinge ihn völlig gleichgültig ließen; wenn ihm etwas erschwerend dünke, so

sei dies höchstens die an den Tieren begangene Verstümmelung, doch auch in diesem Punkte wolle er die Täter unbehelligt wissen. Der Aktuar erwiderte ungeduldig, daß die Anklage auf vorsätzliche Sachbeschädigung und nicht auf Tierquälerei lauten werde, welch letztere höchstens als geringfügiger Nebenumstand in Betracht kommen dürfte. Er, der Kläger, schiene verkehrten, einseitigen Vorstellungen verfallen zu sein, welche die Leute zum Kriege wider ihn gereizt hätten. Nachgiebigkeit käme nun zu spät, und zu spät auch des Bühlbauers allenfallsige Erkenntnis, daß auch er seine wohlgemessene Schuld trüge an dem unliebsamen, häßlichen Vorkommnisse.

Wie zerschmettert verließ Martin das Gerichtsgebäude. Durch hallende, weißgetünchte Gänge schreitend, gelangte er an einen Seitenhof, in dessen Mauerwerk vergitterte Fenster eingelassen waren. Hinter einem derselben, zwischen dicken eisernen Stäben, gewahrte er den wüstblickenden Kopf eines seiner unversöhnlichen Feinde. Als der Gefangene des Vorüberschreitenden ansichtig ward, drohte er mit geballten Fäusten herüber und gebärdete sich wie rasend. Martin taumelte verstört ins Freie; heimwärts schreitend, hielt er Einkehr in die Tiefe seiner Seele. Nur Gutes hatte er gewollt, erstrebt, getan, — wie kam es, daß diesem Tun Unheil entsprossen war, daß seine Werke, seine Predigten, die voller Liebe, Aufklärung und Erbarmen gewesen, Haß gezeitigt hatten, sowie offenkundigen Krieg? Ach, sein Herz sehnte sich nach Frieden, er trachtete danach, offen

vor die Leute hinzutreten, sich vor ihnen zu demütigen, sie um Vergebung zu bitten, falls er schuldig sei. Wie aber, wenn es nicht abgehen durfte ohne Streit? Wenn jener Kampf ein verordneter wäre, wenn es kein andres Mittel gäbe als Krieg, um jene Leute zu bekehren, zu bessern, sie herauszupeitschen mit gewaltiger Geißel aus dem Heidentempel alter Mißbräuche, alter Unwissenheit und Herzenshärte? War die Mission, die zu erfüllen ihm oblag, alsdann nicht eine gottgefällige?

Lehrt doch die Bibel, daß auch die Tiere der Erlösung teilhaftig werden. Wenn nun der Höchste ihn auserkoren hätte, um jene Verheißung nur zu bekräftigen? Wenn er zur Welt gesandt worden wäre, um Mittler zu sein zwischen Mensch und Geschöpf, als zweiter niedrigerer Heiland, als Helfer und liebeglühender Erretter der Tiere?

Sein Herz hob sich in einer kurzen Anfechtung schwärmerischen, reinen Stolzes.

„Sterben,“ wiederholte er leise, „für sie sterben. Durch Tod sie heiligen — ward doch kein Blut für sie vergossen, rühmen die Menschen, kein Blut vergossen...“

Er hielt an einem Grabenrande Rast, der alte Hund leckte ihm liebkosend mit lechzender Zunge die Hände. Martin stieg hinab und schöpfte dem Tiere mühsam ein wenig Wasser. Es ist süß, zu dienen, demütig zu sein, dachte er bei sich. Heute noch will ich vor meine Brüder treten, ihnen Frieden bieten und mich strafen lassen, falls sie mich einer Schuld zeihen können oder eines sündigen Gedankens.

Fern über dem bräunlichen Korn ragte das weiße Kirchlein des Dorfes empor. Drüben am Wegrain hob sich feines Gewölk in Streifen, wie ein bläulich verschwebender Rauchschleier; aus ihm hervor ragte schwankend, feierlichen Ganges dahingetragen, ein hohes, goldstrahlendes Kreuz. Ein Baldachin, von Brokatstoff schimmernd, zog langsam durch das Rebengelände, über dem feierlichen Zuge blähten sich seidene Kirchenfahnen, gebauscht und farbenprächtig, im Sommerwinde. Lautes, eintöniges Psalmodieren, das inbrünstige Durcheinanderklingen vielartiger tiefer und heller Menschenstimmen zog, majestätisch anschwellend, näher. Durch Äcker und Rebhügel hielt das Allerheiligste Umgang, schützend, segenspendend, damit die Dorfgemarkung vor bösem Schaden bewahrt bleibe. Bloßen Hauptes schritten die Beter, zwischen jugendbraunen Scheiteln schwankten zitternde, wachsbleiche Greisenstirnen friedsam gesenkt. Vor dem heranwallenden Zuge war der Martin niedergekniet, Stab und Hut vor sich am Straßenrande, er selbst im Staub des Weges. Es nahten die Kinder, Knaben und Mädchen gesondert, hellstimmig ihre Gebete hersagend, Erwachsene ragten breitspurig, zurückgebogenen Leibes, mit straffem Arm Kruzifix und Fahne hochhaltend. Nun schwebte der Baldachin näher, vier Dorfälteste trugen ihn, ein Chorknabe in rotem Gewande schwang unablässig den Weihrauchkessel; vom schützenden Dache beschirmt, wandelte der Pfarrer mit dem Allerheiligsten. Er sah erhitzt aus unter seinen Prunkgewändern, unwillig ob der Beschwerde des

langen sommerlichen Rundganges. Überrascht, mit Strenge blickte er auf den Martin, der sich tief vor dem Allerheiligsten neigte. Auch die Zeltträger stutzten, hemmten den Schritt, wechselten fragende, finstere Blicke. Ihnen folgten Männer und Weiber in langem, gedrängtem Trosse; das leise Stocken der Zeltträger verpflanzte sich in ihre Reihen, neugierig wandten alle die Köpfe dem Knieenden zu. Der blickte mit gefalteten Händen empor; vorüber an ihm schob sich der lange Zug seiner Hasser und Widersacher. Er sah sie vorbeiziehen, alle die jungen und welken Gesichter, erkannte das Spiel ihrer wechselnden Züge, sah die Augen aufflammen, die Mundwinkel erzittern in Grimm und Feindschaft, während unter dem Zwange der Frömmigkeit die scheel verzogenen Lippen in eintöniger Kaubewegung ihre Gebete weitermahlten. Martin blieb liegen, bis auch die letzten ihn gemustert hatten, bis die Staubwolke, die jene aufgerührt, zusammen mit dem schweren Geruch des Weihrauchs über seinem Haupte hinweggestoben war, hinausschwebend in die lösende, linde Sommerluft. Er empfand es mit bitterm Bangen, daß von diesen Leuten weder Erbarmen noch Versöhnung zu erwarten sei. Doch gleichviel; reden wollte er zu ihnen, heute noch mußte die Rechtfertigung vollbracht werden. Indessen wand sich die Prozession langgegliedert zum Kirchlein empor, das, zwischen den morschen Steinen des kleinen Friedhofes harrend, das Allerheiligste wieder aufnehmen sollte.

Als sie aus der Kirche drängten, die Frommen, gewahrten sie auf dem Friedhofe den Bühlhöfler; er stand

und harrte mit abgezogenem Hute. Sofort bildete sich um ihn ein Getümmel; alte Weiber mit zahnlosen Kiefern, stämmige Männer in Sonntagstracht. Zwischen ihnen schoben und stießen sich neugierig die Schulkinder. Ganz dicht vor Martin standen die Dorfältesten, unter ihnen ein klug und erfahren Dareinschauender mit weißen Haaren und sauber barbiertem, lächelndem Gesichte.

„Liebe Brüder," sprach der Martin, „als ein Bittender steh' ich vor euch; nehmt's nicht für ungut, daß ich freimütig reden tu' und Antwort nachsuche. Feindschaft tragt ihr wider mich, und bin ich mir doch keiner Schuld bewußt. Gewollt hab' ich stets das Beste und hab's auch ausgeführt nach Kräften. Sollt' ich gefehlt haben, geschah's unwissentlich; vergebt mir darum und tut mir um Gottes willen sagen, was euren Haß, was so viel bitteren Haß erregen konnte. Ich weiß es nicht, weiß es wahrhaftig nicht. Mein Lebtag hab' ich Frieden halten, euch ehren und lieben wollen — was haßt ihr dafür mich so bitter? Ja, was hab' ich euch denn angetan? So wahr Gott mir helfe, so mein' ich's gut mit euch und habe wissentlich um keines Haares Breite Übles verschuldet."

Spottrufe und rauhes Lachen unterbrachen ihn, drohend scharten sich die Leute um ihre Ältesten. „Uns nichts zuleide getan?" höhnten einige. „Wer hat die Gemeinde verlästert und gescholten in allen Lugenschriften, wer hat sie heruntergesetzt und verunehrt bis in die Zeitungen hinein? Bist du's nicht gewesen, Trauminit, scheinheiliger? Und unsere Buben, wer hat

sie verzeigt vor Gericht? War das etwa ein andrer als du? Traust dich noch her zu uns, der du der Gemeinde die Ehr' abgeschnitten und unsre Kinder ins Zuchthaus gebracht hast, Lugenbauer, meineidiger?"

Ein Heulen, ein lautes Greinen erhob sich unter den Weibern, fester noch schloß sich der Ring um die Dorfältesten und den Martin. „Glaubt's nicht, Leute," rief der eindringlich und beschwörend, „unschuldig bin ich daran, mein Gewissen ist rein, rein ..."

Von neuem durchschütterte ein rohes, unheilverkündendes Gelächter den Kreis. „Du und ein reines Gewissen!" unterbrach der alte weißhaarige Mann, der zwischen den Dorfältesten stand, indem er sich aufreckte und, schier freundlich umherblinzelnd, die sehnige Hand aufhob. „Ist schon recht, daß du von deinem Gewissen rede tust, ist schon recht! Da können wir's uns gleich einmal bei Tage anschauen, dein Gewissen, und Gericht mit dir halten. Gehört habt ihr's alle, daß der Bühlbauer Schuld tragt an nichts, daß er uns ehren und gern haben tut obendrein. Auch wir" — und der alte Bauer lächelte, während seine Stimme zum Tone der Beteuerung anschwoll — „haben ihn einmal gern gehabt, haben dem Sohne nichts und seinen Eltern nichts in den Weg gelegt. Was tut der Landfremde, der uns so gern hat, zum Lohn? Unfrieden schafft er und Narrenwerk, rüttelt am Alten, laßt seine Narretei aus am ehrwürdigen Brauche. Wie wir gestanden sind zu den Tieren von Jugend auf, was unsre Väter getan haben seit hundert Jahren, das paßt ihm nicht, das

dünkt ihm gottlos, das will er abtun. Nichts ist ihm gut mehr und vornehm genug — nicht etwa für die Menschen, sondern für die Viecher. Neuern will er, neumodisches Gelump uns aufdrängen, das unsre Väter nicht gekannt haben, und waren doch rechte Bauern. Predigen will er, wie wir's halten sollen, und weil wir ihn auslachen mitsamt seiner Narrenlehre, verschandet er uns vor den Stadtleuten als Tierquäler. Ja, dem Bühlbauer gilt die Tierfreundschaft mehr als unsre Freundschaft; halbpart machen möcht' er zwischen Mensch und Tier. Die Bibel will er umkehren mitsamt der alten Weisheit, eine neue Lehre stiften in Eitelkeit und Hochmut. Unsrer Feindschaft aber trotzt er. Wir tun uns nicht fügen seinem Willen, — da stehen wir gebrandmarkt und fettgedruckt in den Schandblättern drinnen, den liberalen. Aufsetzen tun wir uns ihm zur Warnung und Strafe — da gibt er unsre Buben an vor Gericht, unsre frischen Buben, daß sie Wolle zupfen müssen in Zuchthaus. Wenn's ihm ein Fünklein Ernst wär' mit dem Gerede von Frieden und Reue, wenn's noch ein wenig schlagen könnt', sein reines Gewissen, so tät es ihm sagen, daß er es ist, der Unglück gebracht hat über die Gemeinde, daß er allein Unfrieden gesät und Haß ausgestreut hat. Du, Bühlbauer, tragst Schuld an allem! Liebe bei deinen Mitmenschen und Ehre vor ihnen gelten dir nichts. Heiligsprechen hättest du mögen das Tier, und hast dabei die Menschen, hast die Gemeinde ins Angesicht geschlagen. Nun wohl, Aug' um Auge, Schlag um Schlag. Es ist meine Meinung, Leute,

daß wir dem Bühlbauer heimzahlen mit gleichem Gelde! Hier, an der Mauer, an der Kirchenschwelle, tut er niederknien, und ein jeder, Mann wie Weib, der vom Friedhof heimgeht, gibt ihm einen Schlag hinein in sein Lügengesicht. So wollen wir den Lästerer an der alten Weisheit strafen, den Empörer, den Aufrührer wider der Väter Sitten. Ich bin der älteste unter euch, und mein ist der erste Schlag. Tu niederknien, Bühlbauer, und ihr andern paßt auf —"

Er stieß einen wilden Fluch aus, denn unter Martins Mantel hatte es sich geregt; der Hund, seinen Herrn bedroht sehend, hatte mit scharfen Zähnen zugegriffen. Es war des Tieres letzte treue Tat. Unter vielstimmigem Wutschrei hervorgerissen, zur Erde geschmettert, endete Fido sein Leben; von nägelbeschlagenen Sohlen zerstampft, ward er als formlose Masse über die Kirchhofsmauer hinweggeschleudert. Der heisere Entsetzensschrei des Martin ging unter in blutgierigem Johlen, ein Faustschlag warf ihn zurück, daß er gegen einen Grabstein taumelte, um ihn rottete sich die Masse, dicht wie zuvor, dennoch ein wenig besänftigt durch den eben vollzogenen hämischen Racheakt.

„So," begann der alte Bauer von neuem, „für heute lassen wir's bei dem Hunde bewenden, ein andermal aber, wenn du nicht nachgibst von heut' an und Frieden halten tust, kommt die Reihe an dich. Heimtragen kannst jetzt deinen Hochmut, deine Heuchelei auf den Bühlhof, kannst dort weiterleben in Sünde und Schanden mit deinen wüsten Weibsbildern — uns soll's nicht

kümmern. Eins aber merke dir: Das Tier hat kein Recht vor Gott noch den Menschen! Und lieber wollten wir zugrunde gehen mit Haus und Habe, eh' wir den Tieren um deinetwillen ein Recht einräumen täten. Ja, mehr noch: Aller Haß, den du entzündet, alle Schmach, die du uns zugefügt hast, sollen auf deine Gefreunde, die Tiere, zurückfallen! Deine Narrheit und Niedertracht sollen sie uns entgelten von Kind zu Kindeskind. Schau — das hast du erreicht und angerichtet. Jetzt kannst gehen; wir sind fertig mit dir, wir alle."

Von der Erde richtete sich langsam der Gestürzte empor; aufgereckt stand er zwischen der finsteren Menge, die den Friedhof überflutete. Jede Furcht, jeder Schmerz waren von ihm gewichen; der unbeugsamste Wille, der hellste Kampfesmut sprachen aus seinen jäh veränderten Zügen. Er breitete mit blitzenden Augen die Arme aus ...

„Das möchte ich mir ausgebeten haben, Bühlbauer, daß Ihr keine Reden haltet nach dem heiligen Umgange", schnaubte mit zorniger Stimme der Kaplan, indem er aus der Sakristei trat und auf den steinernen Stufen stehenblieb. „Ihr stört mir die Andacht der Gemüter, deshalb verbiete ich —"

Martin achtete des Einwandes nicht; reglos, mit erhobenen Händen stand er zwischen den Grabkreuzen. Sein blasses Gesicht war von weltvergessener Verzückung überstrahlt, seine tiefen Augen brannten in verzehrendem, schwärmerischem Glanze; das braune Haupthaar umfloß zerwirrt die leidensblassen mageren Züge.

„Wohlan,“ rief er mit heller, sieghaft freudiger Stimme, „so ihr den Frieden nicht gewollt habt, so nehmt nun das Schwert! Durch meine Sele soll's gehen, soll durch mein Opfer euch vom Bösen scheiden. Zwingen, ja, zwingen will ich euch, abzulassen von eurer Verstocktheit und Verblendung, eurer Willkür, eurer Missetat wider die Kreatur. Wisset, berufen bin ich, sie zu erretten, sie zu befreien. Bekehrt euch von euren Sünden und schlagt in euch, denn der ich zu euch predige, Gott hat mich hergesandt — ich bin der Heiland der Tiere!“

Ein markerschütternder Wehschrei der Frauen, Entsetzen, Lähmung, Abscheu auf allen Gesichtern, dann ein hervorbrechendes Brüllen aus wutröchelnden Menschenkehlen, ein Vorwärtsschieben, ein Gewühl von erhobenen Armen, verzerrten Gesichtern. „Jetzt ist er vogelfrei, der Gotteslästerer, schlagt ihn tot, das ist Gott gefällig!“ Mit Jammergeschrei flüchten Kinder und Weiber; hin und her zerrt die Masse ihr Opfer, über den Köpfen heben sich taumelnde Fäuste, mit Erdschollen bewehrt. Auf den Kirchenstufen tobt der Pfarrer, kirschbraun vor Erregung, Bannfluch und alle Höllenstrafen herabschreiend. Seine donnernde Stimme ernüchtert die Tobenden; ein paar der älteren wollen ein Ende machen, hauen ihrerseits ein auf die wildesten Raufer, aber noch immer ballt sich ein grimmiger, zäher Knäuel um den sich wehrenden, Psalmworte hervorschreienden Martin. Endlich strauchelt er über einen Grabhügel, stürzt, wehrlos hingestreckt. „Er ist verruckt, ja, verruckt,“ schäumt der Pfarrer, die erhobenen Arme schüttelnd, „bringt

ihn nicht um; wollt ihr einem Narren ein Leids antun?" — „Laßt ihn, er liegt auf dem Grabe seiner Eltern", schreit ein zu Boden getretenes Weib. Da geben die Wütenden Raum und trollen sich keuchend seitwärts. „Austreiben tun wir ihn doch aus der Gemeinde, ausräuchern, wenn's nicht anders geht", knirschen etliche der Geschlagenen, das Blut aus der Nase wischend und die Ruhestifter bösartig anschielend. Dann ziehen sie keuchend ab, die Köpfe duckend unter den Kraftworten des Kaplans, dessen Strafrede hinter dem bröckelnden Gemäuer verhallt und lange noch aus der Ferne, unten vom Dorfsaume herauftönt, wie verziehendes Gewitter.

Als der Kirchhof einsam geworden und die Nachmittagssonne der morschen Kreuze Kranzgeflitter mit schrägen Strahlen goldete, erhob sich Martin von dem Hügel, darunter seine Eltern schliefen. „Du hast's vernommen, Herr," sprach er, „daß sie wollen die Tiere entgelten lassen ihren Haß wider mich. So ist die Saat denn reif zum Sensenschnitt, die Kelter ist voll und läuft über, denn ihre Bosheit ist groß. So ist nun die Zeit der Rettungstat gekommen. Aber schwach bin ich und tief verzagt; ach, Herr, stärke du mich zum Opfer, laß dieses Opfer kein vergebliches sein, und rechne es mir nicht zur Schuld an. Siehe, du weißt ja, wie sehr mir vor dem bitteren Sterben graut, hilf mir überwinden, Herr! Noch wandle ich in Kraft des Leibes, und mir ist es, als könnt' ich nicht lassen von Sonne und Leben, nicht lassen von der Kordi."

Er barg aufschluchzend seine Stirn in die Hände;

ihn durchschütterte mit schmerzlicher Gewalt der Drang nach Erdenglück, ein Schauer schmerzhafter Sehnsucht hob seine Menschenbrust. Und über die letzte schwere Versuchung wuchs still, unabwendbar die Notwendigkeit des Opfers empor, die freiwillige Lebensverneinung in ihrer vollen tragischen Größe.

Dann war es vollbracht. Er schritt vom Friedhof hinab als ein Überwinder. Blaue Schatten deckten das Tal, im Bühlhof brannte Licht. Martin schritt leise die Stufen empor, um keinen zu stören, keinen sehen zu müssen; er wollte scheiden ohne Aufsehen, ohne Abschiedsschmerz.

Drinnen im Leutezimmer pflogen sie laute Reden. Sie saßen, die Witwe, der Dionys, die Kordi, an der Abendtafel, ließen sich's wohl sein beim fetten Braten und beim bauchigen Weinkruge. Eben hatten sie stark gelacht, jetzt führte der Dionys unwillig einen klingenden Schlag nach der Tischplatte. „Wo er nur bleiben mag, der Depp," sprach er, seinen Worten einen unverständlichen Fluch nachsendend; „schier nicht mehr auszuhalten ist es in der Narrenwirtschaft. Sehen sollt's, daß die Sache noch schlecht ausgehen tut, schon von wegen den Dorfleuten, den Malefizbauern, den neidischen. Tag und Nacht spür' ich eine Unruhe in den Gliedern, eine Unruhe ..."

„Glaub's gerne", meinte die Witwe frech. „Ist wohl das böse Gewissen, das dich druckt, weil du den Martin hast angelogen von Kindesbeinen auf."

„Ist das der Dank," schrie Dionys, wütend den Sessel

zurückschiebend, „ist das der Dank dafür, du Vettel, daß ich dich eingesetzt hab' in den Bühlhof? Erdäpfel schlucken tätst du noch heute in deiner Einliegerkaten, tätst heute noch der Gemeinde zur Last fallen, wär' ich nicht gekommen und hätt' dich um Gottes willen hervorgezogen aus dem Armenhause."

„Schweig," rief die Witwe aufbegehrend, „wer hat kniefällig gefleht, daß ich ihm Beistand leisten und Einlaß nachsuchen möcht' auf dem Bühlhofe? Wer hat mir goldene Berge versprochen, daß ich willig sein möcht' und die Lug tät mit einfädeln helfen? Angelogen hast uns alle. Konnte mir's eh' schon denken, daß der Bauer nur halb so dumm sei, als er ausschauen tut. Und das mit der Kordi, das will ja vollends nicht verfangen, keine Red' ist davon, daß der Bauer es ernst meinen, nur ein bissel ernst meinen möcht' mit dem Mädel."

„Der Martin," wehrte Kordi schnippisch, „das ist gar kein Mensch; kein Tröpfel Blut in ihm, kein Tröpfel. Wär' nicht die Hoffnung, auf einem so schönen Hofe als Bäurin einzusitzen, nimmer hätt' ich mich hergelassen zu dem Spiel."

„Ich", sprach die Witwe, „hab' immer den Glauben gehabt, daß der Martin bald abgehen sollt', weil die narreten Leute früh sterben tun; denen frißt halt der Wurm das Leben ab. War auch schon am Amte, der Bauer, und hat testiert; sicherlich ist's für die Kordi gewesen oder den Dionys. Wenn er jetzt nur abfahren möcht', der Dalk, der narrete, dann ständ' das schönste Paarl gleich fix und fertig."

„Freilich, den Dionys nähm' ich," nickte die Kordi, „das ist ja mein Schatz, mein alter. Aber dessenthalben tät ich doch keinem noch nicht den Tod gunnen. Der Martin ist ein guter Mensch, und wenn er kein Narr wär', so glaub' ich fast, daß ich ihn könnt' liebhaben, rechtschaffen lieb."

Die Worte des Mädchens verhallten trübe; draußen senkte der Martin sein stilles Haupt und schritt vorüber. Er hatte überwunden, verkämpft, sein Geist schwebte bereits hoch über des Lebens schmerzenden, trügenden Eitelkeiten, hoch über Erdenjammer und irdischer Leidenschaft.

Einen Stock in der Hand, den Leib mit einem langen Seile umgürtet, verließ Martin das Vaterhaus, während die kurze Sommernacht schwarz auf den Feldern lag und der Nachtwind sein altes Lied vom Sterben und Neugeborenwerden unruhig, in schwülen Stößen dahintrug über die schlafende Erde.

* * *

„An der gestreiften Wand hängt wer!"

Den Ruf stießen Holzfäller aus, welche zu früher Morgenstunde der Arbeit nachgingen, Schulkinder trugen die Nachricht weiter. Türen und Läden öffneten sich, verschlafene, erstaunte Gesichter bogen sich aus den Fenstern, bald scharte man sich auf der Straße zusammen. Die Frühaufsteher konnten einen Menschen gewahren, der an dünnem Seile sich über die Wand hängen ließ. Inmitten der glatten Fläche, ein paar hundert Ellen über der Tal-

sohle, war eine Einbuchtung, in deren Schutze ein mächtiger, vom Blitz versenkter Lärchenstamm Wurzel gefaßt hatte.

Dorthin strebte der Niederspinnende; als er die Einbuchtung erreicht hatte, begann er, in gleicher Höhe mit ihr hängend, sich vom Felsen abzustoßen und mit unglaublicher Tollkühnheit am Seil zu pendeln. Als er den nötigen Schwung erhalten, ließ er sich fliegen, gewann einen Stützpunkt im Astwerk der Lärchentanne und stand gleich darauf festen Fußes in der Felsenbucht. Er seilte sich los, dann ließ er das dünne Hanftau durch die Hände laufen, bis es, vom Stützpunkte gelöst, niedergeholt war und aufgerollt vor seinen Füßen lag.

Drunten hatte mittlerweile der Sonnenwirt ein altes Fernrohr herbeigeholt und es nach der Wand gerichtet. Sofort ward er umdrängt, ein jeder begehrte zu schauen. Es dauerte lange, bis die Linsen passend geschraubt, die Gläser vom Staube gereinigt waren. Jetzt setzte der Wirt ab, schaute nochmals hinüber, nochmals.

„Das ist der Bühlbauer, Leute, so wahr ich lebe", schrie er mit schallender Stimme. „Er seilt sich los und — siehst's — da reitet sein Bergstock über den Rasenschopf weg die Wand hinunter ..."

„Der Bühlbauer, Jesses Maria, der Bühlbauer. Hangt der Narr jetzt droben und wird sich ein Leids tun."

Im Nu war die Dorfstraße schwarz von Menschen, sie drängten aus allen Häusern, die Schule ergoß ihren Kinderstrom. Vorbeiziehendes Gefährt blieb halten, der Kaplan kam eilig und sorgenvoll aus dem Pfarrhause,

schritt durch die Gruppen, erwägend, was zu tun sei. Er fand nichts Besseres, als nach den Landjägern zu schicken, zum Postenführer. Inzwischen verrann Zeit, eine stechende Vormittagssonne brannte vom dunstschweren Sommerhimmel, die Leute wischten sich die Stirnen und harrten in peinvoller Stimmung, halblaut redend, scheue Blicke nach oben sendend. Dort blieb alles ruhig, der Bühlbauer mußte sich niedergesetzt haben, nur sehr scharfe Augen vermochten seinen Kopf, seine Schultern zu erkennen, die über einem Geröllstücke hervorsahen. Zwei Gemsjäger nahten mit Stöcken und Steigeisen, sie wollten den Berg von rückwärts angreifen, über die Wand hinabrufen und schauen, was getan werden könne. Auf der Straße rollte in Staubwirbeln ein Fuhrwerk näher, der Bezirksarzt entstieg ihm, gesellte sich zum Kaplan, beide plauderten eifrig mit wichtigen Mienen und heftigen, weitausholenden Armbewegungen.

Durch die Menge ging plötzlich ein hundertstimmiger, den Alpdruck lösender Schrei. Der Mann droben hatte sich aufgerichtet; drei weiße Punkte flatterten von der Felswand, am senkrechten Gestein herabtaumelnd wie flügelschlagende Tauben, bald sinkend, dann wieder emporgewirbelt, endlich, als breite Papierblätter kenntlich, vom Talwinde erfaßt und über die Felder hinweggetragen. Sogleich wurde Jagd nach ihnen gemacht, man erreichte sie, brachte sie dem Kaplan. Der las hustend, sich räuspernd, mit hervorquellenden Augen, las erst leise, endlich laut, stoßweise, in Pausen, wie man eine Schreckensnachricht mitteilt:

„‚Mein Blut für euch vergossen‘, rief der Heiland, da ward die Kluft gefüllt, da ward durch Opfer der Sünder zurückerkauft. Brüder, auch heute rinnt Blut; ach nur Blut eines armen, unwürdigen Menschen, aber dennoch Opferblut, liebend hingegeben. Nicht ich lege Hand an meine Tage — ihr seid es, die ihr mein Blut gefordert habt, ihr reichtet mir Hammer und Nägel, um eures Herzens Härte muß ich sterben. Seht, mein Leben vermochte nicht euch zu bekehren, so hat mich Gott erweckt, daß euch mein Tod erschüttere, zur Buße leite. Herzblut muß heilen den Riß, Herzblut soll tilgen den tiefen, alten Irrwahn, daß euch die Kreatur überliefert sei zu blinder Willkür.

„Ich höre euch sagen: Es hat kein Recht, das Tier. Euch lähmt Irrtum! das Tier ist ein Fluchgenosse: durch unsre Übeltat, durch den Sündenfall, ward es mitgerissen in unser Elend. Ihr sprecht: Es ward nicht miterlöst. Wohlan — der Tropfen Heilandsblut, der auch für mich geflossen ist: durch meine Adern, aus meinen Wunden falle er aufs Haupt der Kreatur. Nun ist sie zurückerkauft! Sie ist herausgenommen, nicht aus eurer Dienstbarkeit, wohl aber aus eurer barmherzigkeitslosen Willkür. Jeder Schlag, aus Ungerechtigkeit und Mißbrauch gegen die Wehrlosen geführt, falle fortan auf euch zurück, werde euch zugerechnet am Jüngsten Tage. Das Tier, es hat fortan ein Recht! Und widerstreitet euer Hochmut, so sag’ ich euch: Ihr selbst seid ohne Recht — es lebt ihr selbst in dieser so auch in jener Welt ja nur aus Gnade. Um Jesu Christi willen tut Buße

und bekehrt euch von euren Sünden. Du aber, Herr Christus, weißt es, daß meine Absicht rein ist, daß ich dich nicht hab' verunglimpfen gewollt. Erbarme dich unser, vergib uns alle Schuld, hilf uns zu einem unsterblichen, seligen Leben."

Lähmende Stille, als er geendet. Der Pfarrer faltet die Schrift und verwahrt sie unter seinem geistlichen Gewande; die andern Blätter gleichen Inhaltes wandern, schon halb zerfetzt, von Hand zu Hand. Ein Stücklein davon findet sich noch heute in manchem Gebetbuche. Ein paar Frauen beginnen zu jammern. Der Bezirksarzt spricht überlaut ein paar ablenkende Worte; es ist die gleiche Redensart, welche er an Krankenbetten bei zweifelhaften Fällen anzuwenden pflegt, und die Leute wissen sie auswendig, wiegen nur ausweichend die Köpfe, sehen einander von der Seite an, scheu, mit forschendem Wimperblitze. Ein rothaariger Knecht ist bleich geworden wie geronnene Milch. Er winkt unmerklich ein paar andern Burschen, sie treten abseits. „Sakra, Sakra," zischt der Knecht, „jetzt gibt's ein Unglück, Buben, ein Unglück. Lauf hinüber, Sepp, tu den Zunder austreten oder den Scheunenbalken am Bühlhof." — „Ich nicht, beileibe nicht," wehrt der Angeredete, „'s ist heller Tag jetzt und dort kommen so wie so schon die Standarn." Er drückt sich seitwärts schielend zur Wirtshaustür hinein. Das Schenkzimmer füllen schweigsame Menschen, die starren Auges Glas auf Glas leeren, wie um einer Übelkeit Herr zu werden. Es ist entsetzlich schwül; immer neue Gäste dringen in den qualmverfinsterten, dumpfen

Taumel brütenden Raum, der Wirt macht sein bestes Geschäft im Jahr.

Drinnen befand sich der Jagdpächter des Reviers, ein reicher Bierbrauer aus der Kreisstadt, der tat wichtig, meinte, es gäbe schon ein Mittel, um den Narren da droben das Hinabsteigen zu lehren. Sofort ward er angegangen um einen Versuch; da holte er seinen Doppelstutzen, zielte breitspurig zur Wand hinauf. „Niedersteigen tust, du Sakra," brüllte er mit voller Lungenkraft, „niedersteigen tust, oder ich brenn' dir auf die Rippen."

Die Stimme des Rufenden verhallte ungehört im Gewände, allein der Versuch mißfiel, die Worte waren nicht glücklich gewählt. Ein paar der Umstehenden schlugen ein überlautes, gezwungenes Lachen auf, allein dieses Lachen fiel mißtönig in tiefe Stille. Dann brach Murren los. Schlechtes G'spaß sei nicht am Platze, solches sei keine Art, mit Menschen umzugehen. Lehren solle man den Stadtprotzen, was sich schicken tät. Dem mochte es von Schlägen träumen; kleinlaut, begütigend verschwand er.

Plötzlich schob sich die Menge von neuem zusammen mit gereckten Hälsen und halblauten Rufen. Oben war der Mann sichtbar geworden, hatte die Hände ausgebreitet. „Jesses und Joseph, jetzt kommt's, jetzt tut er hinunterstürzen", jammerten die Frauen. Sie schwiegen wieder, man hörte nur leises Schluchzen und der Männer unterdrücktes, vor Aufregung rauhes Atemholen.

Wieder erhob sich der Mann, kniete nieder, dreimal,

breitete die Arme wie segnend. Jetzt begann er Werkzeug vom Boden zu raffen, man sah ein stählernes Leuchten wie von der blanken Fläche eines Beiles. Den Rock warf er von sich, stand einen Augenblick aufrecht im Höhenwinde, dann griff er zum Seil und schnürte seinen Leib mit zähen Knoten fest an den glatten Stamm der Lärchentanne.

Drunten standen sie in langen Reihen, fahl wie Sterbende. Es waren die gleichen Gesichter, welche aus der Prozession herabgesehen hatten auf den Martin, hohnvolle, harte, verschlagene Pharisäermasken mit plappernden Lippen und Grimm im Herzen. Jetzt schauten sie anders. Die unbeschreibliche Angst war auf das höchste gestiegen, sie fühlten es: ohnmächtig, zitternd mußten sie sich beugen unter die Wucht eines fürchterlichen Ereignisses, eines Schreckensgerichtes.

Der Mann droben hatte seinen linken Arm über den Kopf gestreckt, mit der Rechten holte er zum Schlage aus. Das Beil tat einen kurzen, gleißenden Blitz und fiel nieder; die linke Hand haftete angenagelt am Holze.

„Jesses Maria, Mutter Gottes, er kreuzigt sich!“

Ein Aufschrei des Grausens, ein großer heulender Wehklang füllte das Tal, schleppte sich fort durch die lange Dorfgasse. Männer schwangen, unverständliche Worte lallend, die Fäuste, als wollten sie hinaufdrohen; ein paar Alten ward übel zumute, sie mußten sich niederlassen mit schlotternden Knien. All die entstellten Gesichter, von denen der Angstschweiß rann, starrten

hinauf zum Gewände mit hervorquellenden, schreckensstieren Augen.

„Seht das Blut! Eine Ader hat er getroffen, und rot ist die ganze Schulter, die ganze Seite ist rot.“ —

Zwischen die Dorfältesten und Frauen, in die Gruppen jener, welche jammernd emporsahen, drängten sich Berauschte mit verglasten Blicken und taumelndem Gange. Die Hitze war entsetzlich, drinnen im Wirtshause standen die Leute eng gepferchaft. Schon wurden die Reden lauter, stellenweise, wie bewußtlos ausgestoßen, brach heiseres, grölendes Lachen hervor.

Die beiden Gemsjäger kehrten zurück, finster, schweißbedeckt. Nichts sei zu machen. Hinunter könne man nicht langen, wieder hinauf erst vollends nicht. Der Bühlbauer tut droben hangen bleiben bis zum Jüngsten Tage.

Eine tiefe Gärung kommt in die Menge, wieder richten sich die Blicke aller empor zur Todesstätte. Der Körper am Stamme bewegt sich, reckt sich aus im letzten herben Schauer des großen vollbrachten Opfers.

„Jetzunder stirbt er!“ riefen viele Stimmen.

Der Kopf des Hängenden sank nieder, schräg und tief.

Und jetzt geschah etwas Seltsames. Sie alle wußten und erkannten, daß die Tat vollendet war. Sie erkannten aber zugleich, daß der da droben ihnen Trotz geboten, sie gestraft, gedemütigt, überwunden hatte. Da brach ihr Grimm los. Die folternde Spannung, die kehlenverschnürende Angst, der ganze würgende, qualvolle Seelendruck rangen nach Ausweg, lösten, jäh nach-

lassend, sich auf in ein lautes, krampfhaftes, langgedehntes Heulen. Ja, der hatte den Tod gesucht, vollzogen die schreckliche Kreuzigung ihnen zum Gericht. Nicht auch zu ihrer Buße, zu ihrer Rettung? Hohngeschrei einer solchen Frage! Zu tief hatte er sie erniedrigt, zu gräßlich war das Strafdenkmal, das er ihrem Sünderhochmute gesetzt. Ein bleichendes Gebein, ein Schreckensgerippe sollte ewig über ihnen hängen, ewig auf ihr reiches Dorf, in ihre Häuser, ihre Kammern hinabsehen, sollte sie täglich zur Buße mahnen inmitten von Freude und Wohlleben? Nein, das ging nicht an, er verlangte Übermenschliches, Übernatürliches. Darum Verwerfung dem Lebensverleugner; ihm, der da aufstört aus Wohlergehen und Selbstsucht, Fluch!

Und die ungeheure Fluchwelle füllte das Tal, schwoll an, stieg empor, schlug wie ferne Brandung an das Ohr des Gekreuzigten.

Der hörte wohl schon fernere, goldene Klänge. Ein Flug Bergschwalben schoß hoch am Gewände durch die heiße Sommerluft, umkreiste furchtlos mit süß zirpendem Laute das Haupt des Verblutenden und hob sich, verschwindend, zurück in den wolkenlosen Äther.

Drunten aber, in der Tiefe voller Staub und Glut, schob sich langsam der Menschenstrom vom Platze; taumelnd, streitend, mit geballten Fäusten und geifernden Lippen empordeutend zur Opferstätte. Ja, Fluch dem Toren, dem Schwärmer, dem Ruheverderber, zurück zur nährenden Scholle, zum wohlbestallten, gedeihlichen Besitze. Da liegt unser breites Erbteil, unser Schatz, unsre

Hoffnung, dort thronen unsre greifbaren, sicheren Lebensgötter.

Drüben am Dorfrande, was stockt der heimwärts eilende Schwarm? Die Vordersten halten inne, deuten und winken, klettern die Grabenböschung hinauf, um besser sehen zu können. Über dem Bühlhofe hebt es sich brandrot. Man sieht von weitem den Dionys nebst den Frauen hervorstürzen, das Gesinde mit Haken und Eimern in die Dachsparren klimmen. Und plötzlich bricht es aus Kornspeicher und Scheuer zugleich an drei, vier Stellen. Flammensäulen heben sich, lautlos flackernd, kupferrot glänzend, hoch in die heiße Sommerluft.

Und plötzlich fällt der Talwind ein mit Brausen. Kein gewöhnlicher Abendwind. Über dem Gewände segelt schattenhaft mit rasender Schnelle eine schwarze, gelbgeränderte Wolke herauf. Sie drückt, aus Süden heranwachsend, vor sich her den wuchtenden Föhnsturm. Hei! wie er die Flammen auf dem Bühlhofe niederkämmt, wie die sich ducken, glätten, krümmen, wie sie, hervorbrechend, die hemmende Sparrenwandung sprengen mit ungeheurem, unwiderstehlichem Drucke. Über dem berstenden Scheunendache platzt eine Funkengirandole, die den ganzen Hof verhüllt und zudeckt. Aus dem lohenden Krater wirbeln feurige Strohgarben, brennende Schindeln, die facht der Südwind mit fauchendem Atem und führt sie mit sich als feurigen Regen, sie weithin verstreuend über das fruchtbare Tal.

„Herrgott, erbarme dich, unser Dorf brennt, unser Dorf!“

Das trifft sie ins Mark. Aufheulend stürzen sie dem Feind entgegen, ihm ihr Gut abzuringen, es herauszuschleppen aus den Rauchwolken, aus dem Funkenregen, der über die Firste der Schindeldächer hinstiebt. Eitles Bemühen. Aus der Höhe regnet es glimmende Spanreste auf alle Giebel, an hundert Punkten zugleich lassen sich leckende, fressende, daseinsgierige Flämmchen nieder. Schon füllt Qualm die Höfe und Tore, auf durcheinander flüchtende Menschen schmettert berstendes Hausgerät, Silber und Gold rollen über die Gasse, Weiber mit versengten Haaren schleppen Kinder oder zusammengeschnürte Habe. Männer stehen mordbereit mit geschwungenem Beile über zerklafften Geldtruhen, wollen jeden niederschlagen, den es nach ihrem Schatze gelüstet. Andre haben Weinfässer zertrümmert und trinken mitten im Funkenregen unter lautem, blödem Gelächter. Aus den zerkrachten Stalltüren bricht das Vieh, rast, heiser brüllend, blind vor Angst durch die Straßen; alles niederrennend, niedertretend, gewinnt es das Freie. Doch die Schafe drängen, flammengeblendet, zurück in die Ställe, ganze Herden versinken, verschwinden, schweigend und starrsinnig in den lodernden Kratern verbrodelnd. Wie eine schreckliche Vision der Apokalypse ist es, wenn ihre weißen Leibermassen gedrängt und geduldig hineinwandern in den gähnenden roten Flammenrachen.

Über die flackernden, krachenden Dächer reitet hohnlachend der Föhn, rafft die Lohe mit sich zu brausendem Tanze, hebt sie wirbelnd empor, jagt Feuersäulen und

13*

glühenden Brodem über das niederprasselnde Gebälk. Da sehen die Menschen, daß ihr Dorf verloren ist, und wenden sich zur Flucht. Ins Freie stürzt, wem noch ein Rückweg offen bleibt, im Freien liegt ja noch Gut, unversehrtes Gut, zu dem wollen sie sich flüchten, wollen Rettung suchen auf ihren weiten, ernteschweren Feldern. Doch schneller, umsichtiger als sie ist der wachsame, jagdfertige Südsturm. Hellkehlig, mit sausendem Schlachtgesang, krümmt er die tief sich neigenden Halme, jubelnd wirft er in ihre Reihen feurige Geschosse, weittragende, zündende Pfeile. Gleich roten gespaltenen Zungen lecken die an den knisternden Halmen, fahren schwatzend, schnalzend, schwelgend hinein in die brotgelbe Fläche, decken sie zu in festlicher Vernichtung mit einem weithin sich aufrollenden roten Brautschleier.

Mit sausender Wucht wagt der Sturm den letzten Stoß, den Gnadenstoß gegen das todgeweihte Dorf. Aus dem ungeheuren Scheiterhaufen steigt eine Feuerwolke, die alle Gebäude im Reigen umwirbelt, das ganze Dorf einhüllt, verschlingt.

Hinauf zum Kirchhof flüchten die Menschen, der ist hoch gelegen und von kahlem Geröll eingefaßt. Auch die Tiere, die dem Brande entkommen sind, haben dort Zuflucht gefunden. Sie stehen zusammengeschart in breiter Masse, schnaubend und brüllend recken sie die Köpfe zur finsteren Wand empor, wo ihr Mittler verblutend hängt. Es ist, als hätten sie sich zusammengefunden zu einer letzten, großen, geheimnisvollen Trauerfeier für ihren gestorbenen König.

Des Friedhofs Gemäuer wehrt den umfassenden Flammen, dichter weißer Dampf kriecht knatternd über den Boden, die ganze Talweite ausfüllend, erobernd. Er brandet heran wie rasch aufsteigende, milchweiße See, die einen feurigen Rand vor sich aufkräuselt.

Bei den Toten zwischen den morschen Kreuzen haben die Lebenden sich gelagert. Sie beten. Ohne Groll blicken sie auf die Vernichtung ihrer alten Götzen. Über die schuldbeladene Erde, sie erlösend vom Erbfluche des Reichtums, schreitet feierlich die jungfräuliche, sühnende Flamme. Und rettend, bewahrend ragt empor aus ihr der Friedhof wie eine große steinerne Arche, in deren Schoße Mensch wie Tier, Herren wie Knechte sich umfassen zu neuem Bunde.